

Fachhochschulstudiengang Sozialarbeit (TF)  
der Fachhochschule fh campus wien

## DIPLOMARBEIT

zur Erlangung des Grades einer Magistra (FH)  
für sozialwissenschaftliche Berufe

# **Wachsen am Garten**

**Über die Möglichkeiten von Community Gardening in Wien am  
Beispiel des Nachbarschaftsgartens Heigerleinstraße**

verfasst von  
Gertraud Böhme  
Matr.-Nr. c0510219005

Erstbegutachter: Christoph Stoik  
Zweitbegutachterin: Marianne Rössler

Wien, Februar 2009



**Foto 1: Eine, der Schneckeninvasion  
trotzende Tomatenpflanze im Europabeet**

## **The Paradox of our Age**

We have bigger houses but smaller families;  
more conveniences, but less time;

We have more degrees, but less sense;  
more knowledge, but less judgement;  
more experts, but more problems;  
more medicines, but less healthiness;

We've been all the way to the moon and back,  
but have trouble crossing the street to meet  
the new neighbour.

We built more computers to hold more  
Information to produce more copies than ever,  
but have less communication;

We have become long on quantity,  
but short on quality.

These are times of fast foods  
but slow digestion;

Tall man but short character;  
Steep profits but shallow relationships.  
It's time when there is much in the window,  
but nothing in the room.

H.H. The XIV Dalai Lama

## **Zusammenfassung**

Zu "Community Gardens", Gemeinschaftsgärten in den U.S.A. gibt es zahlreiche Literatur, die sich sowohl mit der geschichtlichen Entwicklung, als auch mit den positiven Effekten der gemeinschaftlich bearbeiteten Gärten auseinandergesetzt hat. Darauf aufbauend wird in der vorliegenden Arbeit untersucht, auf welche Voraussetzungen engagierte BürgerInnen, die eine Gemeinschaftsgarten gründen wollen, in Wien stoßen und welche positiven Effekte sich im Nachbarschaftsgarten Heigerleinstraße verwirklichten.

Es werden wichtige Bedingungen für die Entstehung von Gemeinschaftsgärten durch Literaturrecherche in den Städten Wien, Berlin und New York beleuchtet und verglichen. Wie sich das in der Praxis am Beispiel des Wiener Nachbarschaftsgartens Heigerlein verhält, wird mittels empirischer Untersuchung erhoben. Desweiteren wurde die Entwicklung des Gartens und seiner GärtnerInnen untersucht. Die Gruppenentwicklung, Motivation, Kommunikation und Konflikte der GärtnerInnen, sowie die vom benachbarten Pflegeheim durchgeführte Gartentherapie werden beschrieben. Lösungsmöglichkeiten, zum Teil aus dem Erfahrungsschatz der nordamerikanischen „Community Gardens“ zu entstandenen Fragen werden ansatzweise aufgezeigt.

Für die empirische Forschung wurden sechs Interviews mit GemeinschaftsgärtnerInnen, eines mit einer Initiatorin und eines mit einer Ergotherapeutin des benachbarten Pflegeheims, die Gartentherapie für ihre KlientInnen im Nachbarschaftsgarten anbieten, geführt. Die Interviews hatten narrativen Charakter mit einer zum Erzählen einladenden Eingangsfrage und wechselten dann auf Leitfadeninterviews. Die weitere Vorgangsweise passierte in Anlehnung an die von Strauss und Glaser in den 60er Jahren entwickelte Grounded Theory. Ergänzt wurden die Interviews durch teilnehmende Beobachtung bei Gartentreffen, einem Arbeitseinsatz und Sitzungen des Vereins „Gartenpolylog“.

# Growing with Gardens

## Possibilities of community gardening in Vienna, based on the “Neighbourhoodgarden Heigerleinstraße”.

This study is based on the experiences of community gardens all over the world. The positive effects of gardening are described numerous times in literature. A community garden in the quarter leads to a better local community. This reduces crime and brings hope for a better quality of life. Community gardens make cities greener, which results in better physical and psychological health. Because there is less asphalt, the heat in summer is reduced, too. Some gardens run or support soup kitchens with the vegetables they grow; others focus on the integration of migrants and have their own language courses. Or they focus on environmental topics such as organic farming and composting. Every garden has its own specialization. Community gardening can give seniors and workless people, mentally ill persons, handicapped, prisoners or youngsters a new sense of life.

All of these effects have already been described. So this work focuses on the conditions for community gardens in Vienna. Is it possible to bring community gardening with all its positive effects to the capital of Austria? What is the difference between the conditions in Vienna and those in New York and Berlin? One of the first community gardens, which is located in the 16th district in Heigerleinstraße on the corner of Seebäckgasse has already existed for one season. The task of this study was to find answers to following questions regarding this garden: What is the motivation for the gardeners to share a community garden? How was it founded and how is the working connection with the city government? The garden is used by about 26 families and singles, by a nursery school, an elementary school and a nursing home for old people. Nearly one third of the gardeners are migrants. The work describes the positive effects but also the problems of the gardeners after just one season and how therapeutic horticulture is used in the nursing home to bring joy to the lives of their clients.

## **INHALTSVERZEICHNIS:**

<b><u>ZUSAMMENFASSUNG</u></b>	<b><u>4</u></b>
<b><u>GROWING WITH GARDENS</u></b>	<b><u>5</u></b>
<b><u>ABBILDUNGSVERZEICHNISS:</u></b>	<b><u>9</u></b>
<b><u>1. DANKSAGUNG</u></b>	<b><u>1</u></b>
<b><u>2. EINLEITUNG</u></b>	<b><u>2</u></b>
2. 1. ZENTRALE FRAGESTELLUNGEN	3
2. 2. METHODISCHE VORGANGSWEISE, FORSCHUNGSVERLAUF	6
2. 3. DEFINITION ZENTRALER BEGRIFFE	8
2. 4. DER AUFBAU DER ARBEIT	9
<b><u>3. VERGLEICH DER BEDINGUNGEN FÜR GEMEINSCHAFTSGÄRTEN IN WIEN, BERLIN UND NEW YORK</u></b>	<b><u>10</u></b>
3. 1. NEW YORK UND SEINE RAHMENBEDINGUNGEN	11
3.2. SPARMASSNAHMEN IN BERLIN	15
3. 3. TREFFEN AUF WIEN DIE GLEICHEN BEDINGUNGEN WIE IN BERLIN UND NEW YORK ZU?	17
3. 4. GIBT ES EINE ZIVILGESELLSCHAFT IM PATERNALISTISCHEN WIEN?	18
<b><u>4. DER NACHBARSCHAFTSGARTEN HEIGERLEIN</u></b>	<b><u>26</u></b>
4. 1. ZIELSETZUNGEN DER INITIATORINNEN	26
4. 2. ENTSTEHUNGSGESCHICHTE UND GARTENBESCHREIBUNG	29
<b><u>5. MOTIVATION ZUR BETEILIGUNG</u></b>	<b><u>37</u></b>
5. 1. GÄRTNERN	39
5. 2. KINDER	42
5. 3. RAUMNUTZUNG	45

<b>5. 4. SOZIALE KONTAKTE</b>	<b>47</b>
<b>5. 5. MOTIVATIONSTYPEN</b>	<b>49</b>
5. 5. 1. TYP 1: DIE NATURVERBUNDENEN-GESTALTENDEN	50
5. 5. 2. TYP 2: DIE FREIRAUMNUTZERINNEN	51
<b><u>6. DIE GÄRTNERINNEN UND ERKLÄRUNGSVARIANTEN FÜR FREIWILLIGENARBEIT IM NACHBARSCHAFTSGARTEN HEIGERLEIN</u></b>	<b><u>53</u></b>
<b>6. 1. DIE GÄRTNERINNEN</b>	<b>53</b>
<b>6. 2. ERKLÄRUNGSMÖGLICHKEITEN</b>	<b>54</b>
6. 2. 1. SEGREGATION	54
6. 2. 2. ENGAGEMENT AUFGRUND HÖHERER BILDUNG	56
<b>6. 3. EINBEZIEHUNG ALLER BEVÖLKERUNGSGRUPPEN</b>	<b>58</b>
<b><u>7. DIE GRUPPE DER GÄRTNERINNEN</u></b>	<b><u>60</u></b>
<b>7. 1. GRUPPENBILDUNG UND GRUPPENTEILHABE</b>	<b>60</b>
<b>7. 2. AUßENSEITER</b>	<b>63</b>
<b>7. 3. GRUPPENZIEL</b>	<b>65</b>
<b>7. 4. GEMEINSCHAFTSBILDENDE ANSÄTZE AUS DER LITERATUR</b>	<b>67</b>
<b><u>8. KOMMUNIKATION DER GEMEINSCHAFTSGÄRTNERINNEN</u></b>	<b><u>71</u></b>
<b>8. 1. KOMMUNIKATION IM GARTEN</b>	<b>71</b>
<b>8. 2. KOMMUNIKATION ÜBER DAS INTERNET</b>	<b>76</b>
<b><u>9. KONFLIKTE</u></b>	<b><u>77</u></b>
<b>9. 1. PRIVAT ODER ÖFFENTLICH</b>	<b>77</b>
<b>9. 2. EINBEZIEHUNG VON GRÄTZELBEWOHNERINNEN</b>	<b>80</b>
<b><u>10. ERNTE</u></b>	<b><u>81</u></b>
<b>10. 1. ERLERNTES DER GÄRTNERINNEN</b>	<b>81</b>
10. 1. 1. GÄRTNERISCHES	82
10. 1. 2. SELBSTBEWUSSTSEIN UND STOLZ	83
10. 1. 3. KOMMUNIKATIONS- UND KONTAKTFÄHIGKEIT	84
10. 1. 4. GRUPPENERFAHRUNG	84

10. 1. 5. ALLTAGSRoutine	84
10. 1. 6. GRÄTZELBEWUSSTSEIN	85
10. 1. 7. INTERKULTURELLER AUSTAUSCH	86
10. 1. 8. DEUTSCH ÜBEN	86
10. 1. 9. ORGANISATORISCHE SKILLS	87
10. 1. 10. OPTIMISTISCHE LEBENSEINSTELLUNG	87
<b>10. 2. GARTENTHERAPIE</b>	<b>87</b>
10. 2. 1. MOTORISCHE UND SENSOMOTORISCHE FÄHIGKEITEN	90
10. 2. 2. ZEITLICHE, RÄUMLICHE UND SITUATIVE ORIENTIERUNG	90
10. 2. 3. SOZIALINTEGRATIVE FÄHIGKEITEN	92
10. 2. 4. KOGNITIVE FÄHIGKEITEN, KONZENTRATION UND AUFMERKSAMKEIT	94
10. 2. 5. MOTIVATION UND EIGENINITIATIVE	95
10. 2. 6. PSYCHISCHE VERFASSUNG	96
10. 2. 7. WEITERE EFFEKTE VON GARTENTHERAPIE	97
<b><u>11. ZUSAMMENFASSUNG DER ERGEBNISSE</u></b>	<b><u>100</u></b>
<b><u>12. LITERATURVERZEICHNIS</u></b>	<b><u>103</u></b>
12. 1. DOKUMENTE	103
12. 2. BÜCHER:	103
12. 3. INTERNETQUELLEN:	110
<b><u>13. ANHANG</u></b>	<b><u>111</u></b>
13. 1. INTERVIEWLEITFADEN	111
<b><u>LEBENS LAUF</u></b>	<b><u>FEHLER! TEXTMARKE NICHT DEFINIERT.</u></b>



## ABBILDUNGSVERZEICHNISS:

Abbildung 1: Drei Nachbarschaftsgärtnerinnen befreien die Erde von Müll und Steinen.....	3
Abbildung 2: Forschungsfragen im Überblick.....	5
Abbildung 3: Europabeet.....	6
Abbildung 4: Beet im Huberpark .....	30
Abbildung 5: Der, in einem Winkel des Huberparks gelegene, Yppengarten .....	30
Abbildung 6: Kürbispflanze berankt den 3m hohen Zaun .....	31
Abbildung 7: Der Heigerleingarten: Rechts die Beete, links die Gemeinschaftsfläche, im Vordergrund das Hochbeet des Pflegeheims .....	34
Abbildung 8: Gemeinschaftliches Anlegen eines Blumenbeetes .....	36
Abbildung 9: Motive für Beteiligung im Nachbarschaftsgarten. (Adaptiert nach Vorlage von Rosol 2006: 217).....	38
Abbildung 10: Mischkultur im Heigerleingarten .....	41
Abbildung 11: Entspanntes Beetbearbeiten von Mutter und Sohn.....	43
Abbildung 12: Kinder lernen durch Nachahmen.....	44
Abbildung 13: Durch gemeinsames Arbeiten kommen Menschen auf einer ganz anderen Ebene in Austausch .....	48
Abbildung 14: Jede/r bringt etwas für das gemeinsame Essen mit.....	61
Abbildung 15: Die Beetnachbarschaft fördert verstärkte Kommunikation .....	71
Abbildung 16: Kennen lernen durch gemeinsames Arbeiten .....	75
Abbildung 17: Der Garten zieht das Interesse vieler PassantInnen auf sich .....	78
Abbildung 18: Gartenzaun des EL Sol Brillante Gartens aus Manhattan. Entwurf Julie Dermansky. (Librizzi 2008: 86) .....	80
Abbildung 19: Im Garten Erlerntes .....	81
Abbildung 20: Herbstarbeiten im Garten .....	83
Abbildung 21: Fähigkeiten, die mit Gartentherapie gestärkt werden können.....	89
Abbildung 22: Gemeinschaftliches Laubrechen im Herbst.....	102
Abbildung 23: Eu-Norm für Passbilder: Frontalansicht, offene Augen, keine Kopfbedeckung,... (Foto: Joe Laposa) .....	<b>Fehler! Textmarke nicht definiert.</b>

Soweit nicht anderweitig beschriftet, stammen alle Fotos und Tabellen von Gertraud Böhme.

# 1. Danksagung

Für das Zustandekommen dieser Diplomarbeit waren erstaunlich viele Menschen notwendig.

Danken möchte ich Susanne Elsen und Christoph Stoik, die mein Interesse für Gemeinwesenarbeit geweckt haben. Erstere hat von Gemeinschaftsgärten als Alternative unter anderem zur Abhängigkeit von Supermarktketten erzählt und mir, die ich selbst gerne gärtner, damit die zündende Idee für ein vielschichtiges Diplomarbeitsthema gebracht. Zweiterem danke ich für das Annehmen, Motivieren und Betreuen der Arbeit.

Entscheidend für die Durchführung war Nadja Madlener, die den Kontakt zu dem Verein Gartenpolylog und den GärtnerInnen von Heigerlein vermittelte. Sie informierte mich über alles Notwendige und stellte mir außerdem noch ihre Literatur zur Verfügung.

Ganz wesentlich sind natürlich auch die InterviewpartnerInnen, denen ich danken will für ihre unkomplizierte und freundliche Aufnahme und Bereitwilligkeit zu Berichten. Gemeinsam mit Nadja Madlener schafften sie es, dass ich mich im Garten sehr wohl fühlte und bedauere nicht in ihrer näheren Umgebung zu wohnen und mitgärtnern zu können.

Ebenso hilfsbereit und offen waren die Mitglieder von Gartenpolylog. Bettina Kletzer sei gedankt für das zur Verfügung stellen von Teilen ihrer Forschungstexte und für die Gespräche. Sehr angenehm ist es mit jemanden über den Garten und seine PflegerInnen zu reden, der ihn auch kennt.

Ganz herzlicher Dank gebührt auch Joe Laposa, der mir vier Monate lang seinen täglich benutzten MP3 Player für die Interviews borgte. Hoffentlich konnte er dadurch bei den Spaziergängen mit dem Hund, den Wald und die Natur noch intensiver genießen und sich gut entspannen.

Meine Freundinnen Judith Engler und Veronica Mullen herzlichen Dank für das mühevollen Korrekturlesen. Traudi Kotek sei gedankt für die Hilfe beim Formatieren, das Korrekturarbeiten des englischen Abstracts und, so wie allen anderen Freundinnen und Freunden für das Aushalten eines Menschen, der ständig mit dem Kopf woanders war.

## 2. Einleitung

Gemeinschaftsgärten faszinieren durch ihre große Vielfalt an positiven Effekten. An einem Thema – Garten, das sich großer Beliebtheit erfreut, kann nicht nur das Bedürfnis des/der Einzelnen nach Grün, Naherholungsraum und dem eigenem Erleben als ProduzentIn ursprünglicher Lebensnotwendigkeit der Nahrung befriedigt werden, sondern auch in der Form als Gemeinschaftsgarten sowohl persönliches Lernen, als auch Entwickeln einer Gemeinschaft, die ihre Nachbarschaft gestaltet, stattfinden. (vgl. Madlener 2008: 21 – 25, Taborsky 2006: 8 - 9, Rosol 2006: 254 – 255)

Community Gardens entstanden aus der „Graswurzelbewegung“, wo Menschen ihr eigenes Leben, ihre Umgebung und ihre Nachbarschaft aktiv mitgestalten. Zahlreiche Community Gardens werden in den U.S.A. ganze Stadtteile auf. Sie motivieren die Nachbarschaft in den Gestaltungsprozess des Grätzels einzusteigen. Ein „Communitybewußtsein“ entsteht und eine Identifikation mit der Wohnumgebung und seinen BewohnerInnen. Triste Wohnverhältnisse, Arbeitslosigkeit und Geldsorgen bleiben nicht mehr Probleme des/r Einzelnen. Die Community organisiert sich um diese Schwierigkeiten zu bearbeiten. Hoffnung auf eine bessere Zukunft, Vertrauen in die Nachbarschaft und auch ein messbarer Rückgang der Kriminalität entstehen in einem Grätzel. Für die Einzelnen bedeutet das Erleben der eigenen Wirksamkeit: im Garten und in der Gesellschaft. (vgl. Meyer-Renschhausen 2004: 66 – 68, Kirby 2008: 11)

Der Garten und seine Ausstrahlung auf die Umgebung bietet so viele Arbeitsfelder, dass für jede/n eine Nische für ihre/seine eigenen Fähigkeiten bleibt. Psychisch Kranke, PensionistInnen, Menschen aus unterschiedlichsten Kulturen, Kinder, Jugendliche und behinderte Menschen können sich genauso produktiv einbringen wie Straffällige, Arbeitslose und jede/r andere gesunde BürgerIn. (vgl. Fields 2008: 52 – 54) Menschen, die ihre Heimat verloren haben, können schneller Wurzeln fassen in einem neuem Land, indem sie sich mit der neuen Erde in vertrauter Tätigkeit verbinden. Dabei lernen sie Menschen des Aufnahmelandes kennen, die ihnen die fremde Kultur und ihre Gepflogenheiten erklären und das Lernen der neuen Sprache erleichtern. Durch das Erleben einer fremden Kultur können beide Seiten: die MigrantInnen und die Einheimischen ihre eigene Kultur reflektieren und neu überdenken und so zu einer Weiterentwicklung der eigenen Kultur beitragen. (vgl. Müller 2002: 161 – 162)



**Abbildung 1: Drei Nachbarschaftsgärtnerinnen befreien die Erde von Müll und Steinen**

Community Gardens fördern die Entwicklung einer Zivilgesellschaft, die aktiv ihren Beitrag zu Politik und Demokratie leistet. (vgl. Rosol 2006: 255)

Gleichzeitig stellen sie eines der vielen kleinen Projekte dar, die Alternativen zu den negativen Auswirkungen von Globalisierung suchen. Menschen bestimmen selbst, was sie essen und warten nicht darauf, was ihnen multinationale Konzerne vorsezen. (vgl. Müller 2002: 19) Sie leisten zum Erhalt der Saatgutvielfalt ihren Beitrag und kümmern sich um gesunde Böden. Durch die Grünfläche verringern sie den Versiegelungsgrad einer Stadt, was eine Möglichkeit des Versickerns von Wasser bietet und zu weniger Hitzeentwicklung führt. GroßstadtbewohnerInnen können mehr Natur in der Stadt erleben, was eine heilsame Wirkung auf ihre Gesundheit zeigt. (vgl. Müller 2002: 71)

## **2. 1. Zentrale Fragestellungen**

Die oben erwähnten Effekte sind aus Studien der nordamerikanischen Community Gardens bekannt. Die zentrale Fragestellung dieser Arbeit stellt die Forschung nach der Übertragbarkeit all dieser positiven Effekte auf Österreich, im speziellen Wien und seine BewohnerInnen, dar. Lassen sich Community Gardens auf Wien übertragen und wie wirken sie sich hier aus?

Es geht in dieser Arbeit also nicht um die Wirkung und Errungenschaften des Phänomens Community Gardens, die es mittlerweile in vielen Teilen der Welt gibt. Diese werden als bekannt vorausgesetzt, da es bereits zahlreiche Literatur, meist aus dem englischsprachigen Raum dazu gibt. Beispielsweise sei hier das Buch „Community

Gardening“ von Ellen Kirby und Elizabeth Peters als Herausgeberinnen genannt. Praktische Umsetzungsanleitungen gibt Flores in ihrem Buch „Food not lawns“. Auszüge der geschichtlichen Entwicklung sind bei Meyer-Renschhausen in „Unter dem Müll der Äcker“, in „Loisaida“ von Pasquali Michaela und bei Edie Stone und Gerd Gröning nachzulesen. In Zentrum stehen dabei zumeist die Community Gardens von New York.

Um die Umsetzungsmöglichkeiten für Gemeinschaftsgärten in Österreich zu prüfen geht es vorerst einmal um die Frage, welche unterschiedlichen Voraussetzungen Wien im Vergleich zu New York, aber auch Berlin, das bereits einige Gemeinschaftsgärten beheimatet, bietet und was das für die Gründung von gemeinschaftlich betriebenen Gärten bedeuten kann. Um die konkreten Auswirkungen der Bedingungen in Wien für einen Gemeinschaftsgarten herauszufinden wurde beispielhaft der Nachbarschaftsgarten Heigerlein im 16. Wiener Gemeindebezirk untersucht. Er ist der erste auch in den Medien bekannte Nachbarschaftsgarten in Wien, der nach dem Vorbild der nordamerikanischen Community Gardens gegründet wurde. Die Frage nach den Vorstellungen der Gründerinnen des Nachbarschaftsgarten Heigerlein führte zu einer weiteren, wie sich nämlich diese Vorstellungen mit den Voraussetzungen in Wien vereinbaren lassen.

Die Frage nach den Voraussetzungen von Seiten der GemeinschaftsgärtnerInnen wurde aufgesplittet in die Frage nach den Motivationen der GärtnerInnen und ob sich durch die Kombination gleicher Motive Motivationstypen herausarbeiten lassen und in die Frage nach der Gruppe der GärtnerInnen. Hierbei geht es um Fragen nach Gruppenatmosphäre, Gruppenziel, Einbringungsmöglichkeiten und Beteiligung der Einzelnen und AussenseiterInnen. In den Berliner Gärten veränderten sich die GemeinschaftsgärtnerInnen durch die Arbeit im Garten, der Gruppe und in der Nachbarschaft. (vgl. Madlener 2008: 265 – 266) So wird in dieser Arbeit die Frage gestellt, ob sich die GärtnerInnen von dem Heigerleingarten in der kurzen Bestehungszeit von einer Saison verändert haben, bzw. ob sie etwas gelernt haben.

Weitere Fragen entwickelten sich im Verlauf der Forschung aus den auffälligen Besonderheiten des Heigerleingartens heraus. Das war die Frage nach den Gründen der wenig weit gestreuten GärtnerInnenschaft, was Beruf, Alter und Herkunft betrifft. Erklärungsmodelle, sowie der Versuch Ideen für eine breitere Streuung zukünftiger Gärten zu finden wurden gesucht. Eine weitere Frage beschäftigte sich mit möglichen Konfliktfeldern zwischen den GärtnerInnen<sup>1</sup> und daraus resultierenden Problemen und

---

<sup>1</sup> Wenn in dieser Arbeit die Begriffe GärtnerIn oder GärtnerInnenschaft verwendet werden, so sind keine professionellen GärtnerInnen gemeint, sondern Menschen, die sich in Gemeinschaftsgärten engagieren und ihre Beete bearbeiten.

deren Lösungsmöglichkeit. Besonderheiten der Kommunikation durch das gemeinsame Thema Gärtnern wurden entdeckt. Durch die Teilnahme pflegebedürftiger alter Menschen im Rahmen einer Gartentherapie des „Hauses der Barmherzigkeit“ stellte sich die Frage nach den Erfolgen von Gartentherapie und ob sie auch für andere Problemlagen als die sehr alter Menschen genutzt werden kann. Welche günstigen Auswirkungen sie in der Umsetzung auf die pflegebedürftigen Menschen im Heigerleingarten haben, war ebenso von Interesse.



**Abbildung 2: Forschungsfragen im Überblick**

## 2. 2. Methodische Vorgangsweise, Forschungsverlauf

Nach ersten Informationen über Community Gardens in einer Vorlesung von Susanne Elsen und einem ersten Sichten vereinzelter Literatur wurde die Suche nach ähnlichen Phänomenen in Wien aufgenommen. Durch Gespräche konnte bald der Verein Gartenpolylog gefunden werden, der sich für die Schaffung neuer Gemeinschaftsgärten einsetzt. Er betreut mehrere gemeinschaftlich bearbeitete Flächen. Beim Besuch des Europabeets im zweiten Wiener Gemeindebezirk und des Yppengartens im Huberpark wurden leider nie GärtnerInnen angetroffen. Außerdem sind beide Gärten relativ klein. Im Huberpark gab es vier kleine Beete und das Europabeet, das durch Wildwuchs mit Nutzpflanzeninseln, auffiel ist ein langer schmaler Streifen von etwa drei Meter Breite.



**Abbildung 3: Europabeet**

Aufgrund seiner flächenmäßigen Größe und der daraus resultierenden Größe seiner GärtnerInnenschaft, die aus der näheren Umgebung stammt und somit gute Bedingungen für die Herausbildung einer lebendigen Nachbarschaft mitbringt, wurde schließlich der Nachbarschaftsgarten Heigerleinstrasse als Forschungsgegenstand ausgewählt. Dieses Forschungsinteresse am Heigerleingarten stellte aber keinen Einzelfall dar. Bereits Bettina Kletzer vom Institut für Volkskunde, Wolfgang Nebrevsdy, ein zukünftiger Gartentherapeut von Krems und David Stanzel, ein Stadtarchitekturstudent forschten für ihre Abschlussarbeiten. Später kam noch Stephanie Sieghardsberger, ebenfalls Studentin der Stadtarchitektur auf der Universität für Bodenkultur dazu. Mit Bettina Kletzer wurde ein hermeneutischer Forschungszirkel gebildet. Sie stellte für diese Arbeit einige ihrer Daten zur Verfügung. Das sind: ein

Interview mit einer Initiatorin des Nachbarschaftsgarten Heigerlein und Teile ihres Forschungstagebuches zur teilnehmenden Beobachtungen im Garten.

Das Vorgehen dieser Arbeit orientiert sich an der Grounded Theory, die in den 60er Jahren von den Soziologen Anselm Strauss und Barney Glaser entwickelt wurde. Die Fragestellung ist zu Beginn bewusst offen gestellt und konkretisiert sich erst im Laufe der Analyse aufgrund des erhobenen Datenmaterials. (vgl. Rosol 2006: 10) Aufgrund des explorativen Charakters dieser Arbeit erschienen narrative Interviews als die geeignete Erhebungsform. Es wurden sechs GärtnerInnen, eine Initiatorin des Heigerleingartens und eine Ergotherapeutin des ebenfalls beteiligten „Hauses der Barmherzigkeit“ im Interview-Gespräch befragt. Die offene Eingangsfrage sollte zum Erzählen anregen. Themen, die in diesem narrativen Teil nicht angesprochen wurden, wurde im Anschluss mittels Leitfadeninterview nachgegangen. Das freie Erzählen soll den InterviewpartnerInnen die Gelegenheit geben, ohne zu starken Vorgaben das zu erzählen, was ihnen wichtig erscheint. Die Reihenfolge der Fragen des Leitfadeninterviews wurde variiert um dem Gesprächsverlauf möglichst natürliche Rahmenbedingungen zu geben. Auch hier sollten die InterviewpartnerInnen frei erzählen können und von den vorgegebenen Fragen abweichen und eigene Themen einbringen können. (vgl. Breuer 2004: 7, Mayring 1996: 54 - 57) Natürlich blieb die Forschungssituation jederzeit bewusst.

Den Kontakt zu den GärtnerInnen, wie auch zu Gartenpolylog ermöglichte Nadja Madlener. Sie leitete das E-Mail mit der Bitte um Interviews an die GärtnerInnen weiter. Daraufhin meldeten sich zwei der sechs interviewten GärtnerInnen. Die anderen vier konnten bei einem gemeinsamen Garteneinsatz für Interviews gewonnen werden. Dass damit eher engagierte GärtnerInnen interviewt wurden, bleibt mitzudenken.

Mit Hilfe des Programms MAXQDA wurden die Interviews kodiert und in Anlehnung an die Grounded Theory etwa 20 Kategorien zugeordnet. In diesem Prozess des „offenen Kodierens“ werden die Texte möglichst unabhängig von eigenen Vorannahmen und Deutungen in einzelne Teile aufgebrochen, was zu neuen Entdeckungen führt. Das analytische Aufarbeiten der Interviews erfolgt durch das Stellen von Fragen und Vergleichen. (vgl. Strauss/Corbin 1996: 44)

Um möglichst ergebnisoffen forschen zu können wurde erst im Nachhinein, nach dem Forschungsprozess Literatur gründlicher durchgearbeitet und auf ihre Relevanz geprüft. Andernfalls wäre durch Vorannahmen ein zu starker Einfluss von Seiten früherer Forschungsarbeiten passiert. (vgl. Strauss/Corbin 1996: 32 – 33) Erst durch die



Aufarbeitung der empirischen Texte wurden manche Themen und damit auch spezielle Literatur in das Blickfeld gerückt. Beispielsweise Forschungen zu Freiwilligenarbeit, Zivilgesellschaft und Empowerment.

Um die Aussagen der InterviewpartnerInnen durch eigene Beobachtungen zu ergänzen wurde die Methode der teilnehmenden Beobachtung gewählt. Hierbei wurde ein aktiver Partizipationsgrad gewählt, um einerseits die soziale Wirklichkeit der GärtnerInnen zu erfahren und um andererseits während der gemeinsamen Arbeit einen leichteren Zugang zu ihnen zu finden. (vgl. Lamnek 1995: 254) Ziel war eine größtmögliche Nähe zu den GärtnerInnen zu erreichen um ihre Innenperspektive der Alltagssituation im Nachbarschaftsgarten und bei den Gartentreffen zu erschließen. (vgl. Mayring 1996: 61 – 62) Die Erwartung ein umfassenderes, mit allen Sinnen wahrgenommenes Bild des Gartens und seiner GärtnerInnen zu bekommen hat sich dabei erfüllt.

## **2. 3. Definition zentraler Begriffe**

Der Begriff Gemeinschaftsgarten, wie er in dieser Arbeit verwendet wird, definiert sich folgendermaßen: Zumeist städtische Grünflächen, Parks und/oder Gärten, die von einer Gemeinschaft von mindestens fünf nicht verwandter Personen gemeinsam gärtnerisch genutzt werden und zu denen eine Öffentlichkeit zumindest zeitweilig Zugang hat. Die Gemeinschaftsgärten werden mit freiwilligem Engagement betrieben und haben eine Ausrichtung auf eine breitere Öffentlichkeit. (vgl. Rosol 2006: 7) Sie unterscheiden sich von Schrebergärten durch den öffentlichen Zugang und durch ihren „sozialräumlichen, kollektiven Charakter“, der den Garten als Lernort für den/die Einzelne/n und für ein ganzes Grätzl prägt. (Madlener 2008: 93 – 94)

Community Gardens sind das nordamerikanische Pendant von Gemeinschaftsgärten, aus denen sich die Gemeinschaftsgärten im deutschsprachigen Raum erst heraus entwickelt haben. Ihre Mitglieder engagieren sich meist nicht nur bei der Pflege der Gärten sondern auch für die „Community“. Sie vernetzen sich mit anderen Gärten und Organisation um Themen wie Hunger, Armut, Existenzberechtigung der Gärten, Bildung, Saatguterhalt und Umweltschutz zu bearbeiten. (vgl. Müller 2007: 57) Suppenküchen für Arme und lokale Märkte werden mit Gemüse beliefert, Kompostentsorgung für die Nachbarschaft angeboten, Workshops zu Umweltschutz, Spracherwerb,... abgehalten und vieles mehr. (vgl. Shiffler et.al 2008: 19 – 32, Kirby 2008 : 10 –13)

Spezielle Formen von Gemeinschaftsgärten sind Nachbarschaftsgärten, Interkulturelle Gärten und Themengärten. In Nachbarschaftsgärten bekommen nur jene Menschen ein

Beet zur Bearbeitung, die ihren Wohnort in der näheren Nachbarschaft haben. Das soll die Entwicklung einer Grätzeldidentität fördern.

Interkulturelle Gärten sind Gemeinschaftsgärten mit einem Nationalitätenschlüssel. Verschiedene Nationalitäten sind in einem relativ ausgewogenen Zahlenverhältnis im Garten vertreten. (vgl. Müller 2002: 149) Dieser soll verhindern, dass Konflikte einzelner Ethnien stellvertretend im Garten ausgetragen werden.

Sie haben zumeist zwei hauptamtliche KoordinatorInnen, idealerweise eine Frau und einen Mann. (vgl. Müller 2002: 147)

Der erste Interkulturelle Garten wurde in Göttingen 1995 gegründet, nachdem SozialarbeiterInnen bosnische Flüchtlingsfrauen danach fragten, was ihnen denn in Deutschland am meisten abgehe. Es war der große eigene Hausgarten, in dem sie produktiv sein konnten. 2007 gab es in Deutschland bereits über 60 interkulturelle Gärten. (vgl. Müller 2007: 58) Mittlerweile gibt es die Stiftung Interkultur, die drei Frauen angestellt hat um zu einem veränderten Bewusstsein von Integration beizutragen. Aufgaben der Angestellten sind beim Aufbau und der Finanzierung neuer interkultureller Gärten zu unterstützen, Öffentlichkeitsarbeit, Fundraising, Vernetzung der Gärten und Dokumentation. (vgl. Peter 2005: 88)

Themengärten sind zumeist einer bestimmten Gruppe von Menschen oder einem Thema vorbehalten. Das können geschützte Werkstätten für behinderte Menschen, langzeitarbeitslose Jugendliche oder psychisch Kranke sein. Darunter fallen auch Schulgärten und Gemeinschaftsgärten, in denen Gartentherapie für meist ältere Menschen angeboten wird. Diese Gärten schließen zumeist eine breitere Öffentlichkeit aus.

## **2. 4. Der Aufbau der Arbeit**

Das erste Kapitel beschäftigt sich mit dem Vergleich von New York, einer der Städte in denen Community Gardens entstanden sind, mit der Stadt Berlin, die seit einigen Jahren Gemeinschaftsgärten hat und Wien, in dem im Frühjahr 2008 einer der ersten Wiener Nachbarschaftsgärten gegründet wurde. Es geht um die unterschiedlichen Voraussetzungen, die in den drei Großstädten für die Gründung und das Bestehen von Gemeinschaftsgärten herrschen. In Wien, das sich durch eine wenig ausgebildete Zivilgesellschaft auszeichnet, geht es auch darum welche Fähigkeiten GemeinwesenarbeiterInnen mitbringen sollen um Menschen zu aktivieren oder um aktive Menschen bei der Umsetzung ihrer Ideen zu unterstützen. Diese literaturbasierten Überlegungen werden im nächsten Kapitel, in dem es vorerst um die Intentionen der

InitiatorInnen für die Gründung des Nachbarschaftsgarten Heigerleinstrasse geht, abgelöst von den empirischen Erhebungen zur realen Umsetzung eines Gemeinschaftsgarten in Wien.

Die folgenden Kapitel beschäftigen sich mit dem Nachbarschaftsgarten Heigerlein. Es geht um die Motivation, der sich beteiligenden GärtnerInnen und um die Entwicklung von Motivationstypen. Warum sich hauptsächlich Menschen mit höherer Bildung, im Alter zwischen 20 und 50, die vermehrt in Sozialen- oder Gesundheitsberufen tätig sind und kleine Kinder haben, im Heigerleingarten betätigen, ist Thema des fünften Kapitels. Es wird auch nach Möglichkeiten einer Beteiligung aller Bevölkerungsgruppen gesucht.

Die Gruppe, ihre Ziele, mögliche AussenseiterInnen und gemeinschaftsfördernde Ansätze aus den nordamerikanischen Gemeinschaftsgärten sind Thema des sechsten Kapitels. Über die Förderung der Kommunikation durch ein kontinuierliches Thema, das der Garten vorgibt und die Kommunikation der GärtnerInnen mittels Internet, wodurch einige von Teilen der Information ausgeschlossen sind, geht es im Kapitel Kommunikation. Mögliche zukünftige Konfliktfelder werden im darauffolgenden Kapitel beleuchtet. Da es dabei um die Öffnung des Gartens für eine breitere Öffentlichkeit geht werden auch Möglichkeiten, die Community Gardens in Nordamerika nutzen um die Nachbarschaft zu beteiligen, genannt.

Zu Schluss geht es um die Gartenernte. Im ersten Teil darum, was die GärtnerInnen in der kurzen Bestehungszeit des Gartens gelernt haben, wie sie sich verändert haben und im zweiten Teil: der Gartentherapie, welche Möglichkeiten Garten den Menschen bietet und welche davon im Heigerleingarten von dem beteiligten Pflegeheim: Haus der Barmherzigkeit im Rahmen der Gartentherapie genutzt wurden.

### **3. Vergleich der Bedingungen für Gemeinschaftsgärten in Wien, Berlin und New York**

Alle drei Städte stehen im Wettbewerb um den Rang einer Global City. Sie gehören zu den wenigen Städten der Welt, in denen sich Globalisierung in machtvoller Weise realisiert. Diese bilden Kontroll- und Steuerungsknotenpunkte im internationalen Kontext aufgrund der Agglomeration von Finanz- und Kommunikationsinfrastruktur in ihren Zentren. New York spielt mit Manhattan bereits eine führende Rolle und wird als Global City bezeichnet, aber auch Berlin und Wien haben es auf den Stand einer World City geschafft. Die Stadt Wien erreichte das unter anderem aufgrund ihres Standortes in der

Mitte Europas an der Grenze zwischen dem ehemaligen Osten und Westen und der Ansiedlung der United Nations und OPEC.<sup>2</sup> (vgl. Löw et. al 2008 : 112)

### **3. 1. New York und seine Rahmenbedingungen**

Das Steuersystem der U.S.A. bevorzugt bei der Verteilung der Finanzmittel den Zentralstaat. Städte schneiden relativ schlecht ab und sind auf Grund dessen auf private Investoren in besonderem Maße angewiesen. (vgl. Meyer-Renschhausen 2004: 149) In den 70er Jahren gab es eine massive Steuerkrise in New York. (vgl. Stone: 168) Durch das Verschwinden der Industriearbeitsplätze stieg die Zahl der Arbeitslosen enorm. Die dadurch entgangenen Steuereinnahmen und die Versorgungsleistungen für die Erwerbslosen trieb New York in den Bankrott. Deshalb wurde seit 1975 dem Bürgermeister zur finanziellen Sanierung der Stadt ein bankendominiertes Gremium zur Seite gestellt. Das verordnete der Großstadt Strukturanpassungsmaßnahmen und damit einen Rückzug aus zahlreichen sozialen Aufgaben. In einigen Stadtteilen gibt es keine Müllentsorgung, keine Straßenreparaturen, kein Setzen von Bäumen und auch keine Instandhaltung öffentlichen Eigentums mehr. Ganze Stadtteile werden so dem Verfall preisgegeben. In der Folge entwickeln sich Ghettos, aus denen die Weißen wegziehen und in die vor allem arme Neuzuwanderer oft ohne legalen Aufenthaltsstatus nachziehen. (vgl. Meyer-Renschhausen 2004: 145-152) Die Kriminalität steigt, sodass die verwahrlosten Reste der öffentlichen Parks aus Angst nicht mehr besucht werden. (vgl. Rosol: 41) In diesen Stadtteilen sinkt der Grundstückspreis und es entstehen viele Brachflächen. In Chicago beispielsweise gab es Ende der 90er Jahre etwa 60.000 brachliegende Grundstücke von denen einige 100 Hektar groß waren. Die Eigentümer legen keinen Wert darauf als solche erkannt zu werden, da sie sonst für die Müllentsorgung ihrer Grundstücke zahlen müssten. Einige sind auch verstorben und ihre Nachkommen wissen nichts von den Flächen. (vgl. Gröning: 304 – 305) In New York waren es 1978 an die 25.000 Brachflächen, die auch durch hohe Grundsteuersätze oftmals der Stadt überschrieben wurden. (vgl. Doring 2003: 45) Die große Zahl der so genannten „vacant lots“ führt zur Gefährdung der sozialen und räumlichen Substanz der Wohngebiete. (vgl. Gröning: 304 – 305)

Zur gleichen Zeit werden Firmen subventioniert, damit sie sich am Standort New York niederlassen und die Stadt im Rennen der Global Cities mithalten kann. Die Firmenansiedlungen konzentrieren sich auf einige wenige Stadtteile, wo die Infrastruktur

---

<sup>2</sup> vgl. [http://www.brainworker.ch/Wirtschaft/saskia\\_sassen.htm](http://www.brainworker.ch/Wirtschaft/saskia_sassen.htm) [31.12. 2008]

ausgebaut wird, denn Zeit spielt eine entscheidende Rolle. Lange Wege von mehr als 15 Minuten stoßen in Bürozentren auf Ablehnung. In Toronto beispielsweise wurden deshalb Lokale und Geschäfte in die Untergeschosse verlegt. In New- York konzentrieren sich die Firmen auf Manhattan, wo 90% aller Beschäftigten des Finanz-, Immobilien- und Versicherungswesen arbeiten, aber auch 85% aller Arbeitsplätze des sonstigen Dienstleistungssektors angesiedelt sind.<sup>3</sup>

Der Wohnungsbau für teure Eigentumswohnungen wird subventioniert um den Global Players für ihre Angestellten Luxuswohnungen zu Verfügung stellen zu können. Gleichzeitig werden aber kaum Mietwohnungen für Menschen mit niedrigen und mittleren Einkommen gebaut. Die Ausgaben städtischer Gelder für den Wohnungsbau waren noch 800 Millionen Dollar unter Bürgermeister Edward Koch (1987 – 89) und sind unter Giuliani (1994 – 2001), der auch wenig Interesse an den Community Gardens zeigte, auf 200 Millionen Dollar gesunken. (vgl. Stone: 170) Das Unternehmenskapital wird in globalen Städten wie New York überbewertet. Die Geldströme fließen von unten nach oben. Viele der benachteiligten ArbeiterInnen tragen zur globalen Ökonomie wirtschaftlich bei und geraten, wie auch benachteiligte Firmen immer mehr ins Hintertreffen. (vgl. Sassen 2000: 9 – 11)

Zur gleichen Zeit in der Manhattan ausgebaut wird, verfallen Stadtteile wie East Village, das westliche Brooklyn, Lower East Side und Red Hook. Auf den leeren Grundstücke werden der private Hausmüll, Kühlschränke, ausgebrannte Autowracks, Bauschutt und Injektionsnadeln entsorgt, bis oft auch nur ein/e AnrainerIn beginnt den Müll wegzuräumen. (vgl. Grünsteidel 2000: 127) Andere schließen sich an und legen gemeinsam auf dem entleerten Grundstück einen Garten an. Dieser dient sehr oft der Subsistenzwirtschaft, da viele der illegal Eingewanderten arbeitslos sind. Auch für in den U.S.A. geborene FürsorgeempfängerInnen entfällt seit 2001 nach fünf Jahren Bezug der Sozialhilfe jede staatliche Unterstützungsleistung. Für sie bildet das im Gemeinschaftsgarten geerntete Gemüse einen wichtigen Beitrag zu ihrer Ernährung. (vgl. Meyer-Renschhausen: 149 - 155)

Elisabeth Meyer-Renschhausen, die viele Gärten in New York besucht und darüber ein Buch verfasst hat, schreibt über die Situation in der Stadt: "In den Slums geht es um Selbsthilfe durch Gemüseanbau – auf Ebene der beteiligten Haushalte wie auch auf Ebene der Community. Die Hungernden im Viertel gemeinsam zu ernähren, hilft der ganzen Nachbarschaft vor dem Versinken in Verwahrlosung, Gewalt und Kriminalität". (Meyer-Renschhausen: 154)

---

<sup>3</sup> vgl. [http://www.brainworker.ch/Wirtschaft/saskia\\_sassen.htm](http://www.brainworker.ch/Wirtschaft/saskia_sassen.htm) [ 31.12. 2008]

Auch Edie Stone bestätigt einen verbesserten nachbarschaftlichen Zusammenhalt, sinkende Verbrechenshäufigkeit und dass der Wert angrenzender Grundstücke durch einen Community Garden steigt. (vgl. Stone: 166)

Einige Gemeinschaftsgärten beliefern Suppenküchen oder betreiben selbst welche, die gemeinsam mit Lebensmittelspenden von Kirchen und NGO's eine existentielle Unterstützung für die Ärmsten bieten. Community Gardeners verkaufen ihr Gemüse auf eigens entstandenen Märkten. Eine Parallelökonomie entwickelt sich, die die Stadt zulässt, indem sie auf eine Besteuerung verzichtet. (vgl. Meyer-Renschhausen: 155)

Weitere Vorteile eines gemeinschaftlich bewirtschafteten Gartens, die auch Verantwortliche der Stadt erkannten, sind die Reduktion von Hitzestrahlung, die durch den hohen Versiegelungsgrad einer Stadt im Sommer oft enorm hoch ist, durch Schatten spendende Bäume, die Verminderung des Lärms, der wieder Stress erzeugt, Abflussmöglichkeit von Oberflächenwasser und außerdem ein nachbarschaftlicher Zusammenhalt, der Spaltungen durch Rasse, Alter, Einkommen und Sprache zu überwinden hilft. (vgl. Stone: 177)

Deshalb wurden Unterstützergruppen, die sich gleich zu Anfang der ersten Community Gardens 1973 gründeten und von privaten Spendengeldern finanziert werden, auch von städtischer Seite akzeptiert. Die ersten waren die Green Guerillas, später folgten die Green Thumb, die seit 1995 zur Behörde für Parks und Erholung gehören. Die Gehälter werden aus Bundesmitteln bezahlt. Sie helfen mit Know How, unverseuchter Erde und sonstigen Materialien bei der Gründung neuer Gärten. (vgl. Meyer-Renschhausen: 149 - 155)

Durch die Wiederbelebung der Nachbarschaft und die Verschönerung des Stadtteils durch Gärten steigt das Interesse sich in der Nachbarschaft eines schönen Gartens niederzulassen. Die Grundstückspreise steigen und damit melden sich die Eigentümer der ehemaligen Brachflächen, auf denen nun Gärten stehen wieder und wollen ihren Grund zurück haben. Den Streit um den Garten verlieren die Gardeners oft genug, weil eine Planierfrau in einer überraschenden Blitzaktion ihren Garten niederwältzt. Karl Linn, ein Mitbegründer der Gruppe: Architekten für soziale Verantwortung wird bei Stone zitiert: "Ein Stück Brachland, das in einen Gemeinschaftsgarten mit Gemüsebeeten und blühenden Blumen verwandelt wurde ... verändert sofort, auf beinahe magische Weise, das Image eines heruntergekommenen Stadtteils. Unglücklicherweise werden diese ansteckenden Erneuerungsbemühungen jedoch häufig von herrschenden Kräften des Markts überschattet, die sozial katastrophale Kettenreaktionen auslösen können ...

Gemeinschaftsgärten lassen sich als Vorboten einsetzender sozialer Verdrängungsprozesse ansehen, als trojanische Pferde, die Prozesse in Gang setzen, die Menschen mit weniger Mitteln verdrängen werden. Diese soziale Verdrängung entwurzelt Städter mit niedrigem Einkommen und kappt deren Verbindung mit dem Boden, auf dem sie Nahrungsmittel erzeugen und andere Interessen befriedigen.“ (Linn 1999: 45, zit. in: Stone 2002: 171)

So können Community Gardens in ungewollter Weise Gentrifizierungsprozesse auslösen, die einen sozialen und baulichen Wandel einleiten und in der Folge ärmere Bevölkerungsschichten verdrängen. (vgl. Häussermann/Siebel 2004: 229)

Der Stadtteil East Village ist dafür ein typisches Beispiel. In ihm entstanden in den 70er und 80er Jahren über 50 Gemeinschaftsgärten. Es stellt sich allerdings die Frage, ob Gentrifizierung nicht nur in jenen Gebieten in Gang gesetzt wurde, deren ärmere Bevölkerung durch den vermehrten Raumbedarf des wachsenden Wirtschaftszentrum Manhattan auch ohne Gärten verdrängt worden wäre. Dazu liegen keine bekannten Untersuchungen vor.

Nicht nur Privateigentümer, auch die Stadt forderte besonders Ende der 90er Jahre unter Bürgermeister Giuliani viele ihrer Grundstücke zurück. Obwohl die Nutzungsverträge mit der Stadt über GreenThumb abgeschlossen wurden, haben sie eine Kündigungsfrist von nur 30 Tagen. Die Gardeners kämpften mit Demonstrationen, vor Gericht und mittels Spendensammlungen um die Grundstücke zu kaufen gegen die Zerstörung ihrer Gärten. Die Empörung war groß als ein Schulgarten vor den Augen der Kinder von einem Bagger nieder gefahren wurde. Für die Bebauung vieler ehemaliger Gärten fehlte aber das Geld. So wurden die zerstörten Flächen wieder zu Brachland und Müllhalden. 96% der 446, im Jahr 1999 versteigerten Bauplätze in Brooklyn sind nicht bebaut worden. (vgl. Stone 2002: 160 – 164)

Wenn es darum geht, welche Gärten erhalten bleiben sollen, werden diese von StadtverwalterInnen nach ästhetischen Gesichtspunkten ausgewählt. Die Gärten der weißen Mittelschicht mit ihren vielen Blumen werden dann den Subsistenzgärten der Farbigen, in denen hauptsächlich Gemüse angebaut wird, vorgezogen. (vgl. Stone 2002: 170)

### 3.2. Sparmassnahmen in Berlin

Auch Berlin ist eine arme Stadt. Im Bericht 2008 des Rechnungshofes steht zu lesen: "Das Land befand sich weiterhin in einer extremen Haushaltsnotlage. (...) würde sich das Land nicht aus eigener Kraft aus der Schuldenfalle befreien können."<sup>4</sup>

Wien mit knapp 1,7 Millionen BewohnerInnen verfügt über ein Budget von 10 Mrd. Euro, während Berlin mit 3,4 Millionen EinwohnerInnen ein Steueraufkommen von etwa 10 Mrd. Euro hat.<sup>5</sup>

Wie auch in anderen Global- oder World Cities fließen in Berlin die Geldströme im Wettbewerb um den besten Standort für Firmenansiedelungen eher von unten nach oben, als von oben nach unten. (vgl. Heeg 1998: 16 - 18) Ansiedelungen von Firmen und die Schaffung von Wohneigentum werden subventioniert, während Sozialausgaben gekürzt werden. Das Leitbild von Deutschland wurde in den letzten 30 Jahren von dem eines versorgenden zu einem aktivierenden und kooperierenden Staat umgeformt. Das Quartier soll aktiviert werden zur Bekämpfung von Armut. Wie auch in New York findet in Berlin eine zunehmend soziale Polarisierung und eine stadträumliche Spaltung in Wohngebiete für ärmere und wohlhabendere Bevölkerungsgruppen statt aufgrund der alleinig auf Steigerung internationaler Konkurrenzfähigkeit orientierten Politik. (vgl. Rosol 2006: 56 – 74)

Als Sparmöglichkeit hat der Berliner Senat den Bereich der öffentlichen Grünflächen und Parkanlagen erkannt. Der Posten des Gartendirektors, den es 130 Jahre lang gegeben hat, wurde wegrationalisiert. (Gröning 2002: 299) Die Ausgaben für Natur- und Grünflächen wurden im Zeitraum zwischen 1993 und 1998 um 75% gekürzt. Zwischen 1994 und 2005 wurden etwa 1000 Arbeitsplätze im Bereich Grünpflege abgebaut. Der Baustadtrat von Friedrichshain-Kreuzberg äußerte in einem Interview mit Marit Rosol, dass ihm nur 9% der tatsächlich benötigten Mittel für den Unterhalt der Grünflächen zu Verfügung stehen. (vgl. Rosol 2006: 96 –97) Dieser Baustadtrat Schulz erzählt weiter: "Wir haben einen schleichenden ökologischen Substanzverlust. In einem Umfang, glaub ich, wie es der Bevölkerung und erst recht nicht der Politik klar ist. Sie können nicht mit 9% (...) auf Dauer Grünanlagen halten. Und denken Sie auch nicht, danach kommen ökologisch hochwertige Ruderalflächen. Sondern Sie müssen davon ausgehen, dass der

---

<sup>4</sup> [http://www.berlin.de/imperia/md/content/rechnungshof2/ergebnisbericht\\_2008.pdf](http://www.berlin.de/imperia/md/content/rechnungshof2/ergebnisbericht_2008.pdf) [1.1.2009]

<sup>5</sup> <http://wien.gv.at/statistik/pdf/wieninzahlen.pdf> [1.1.2009]

[http://www.berlin.de/imperia/md/content/rechnungshof2/ergebnisbericht\\_2008.pdf](http://www.berlin.de/imperia/md/content/rechnungshof2/ergebnisbericht_2008.pdf) [1.1.2009]



Nutzungsdruck durch die Besucher anhält. Die spielen und sitzen dann eben auf Staubflächen. Da ist nichts mehr.“ (Rosol 2006: 98)

Im Bezirk Lichtenberg wurde angesichts dieser Notlage ein Prioritätenplan aufgestellt, nach dem Parkanlagen in unverzichtbare und daher gepflegte, in jene die zwar nicht abgegeben werden sollen, aber kaum noch gepflegt werden und in jene, die aufgegeben werden sollen, eingeteilt wurden. Zur letzten Kategorie zählten 2003 alleine im Bezirk Lichtenberg etwa 100 Grundstücke. Für keine dieser Flächen konnten Nutzungsinteressenten gefunden werden.

Bei den MitarbeiterInnen der Gartenämter führt das zu Demotivierung. Sinkende Personalbestände mit entsprechender Mehrbelastung, geringere Sachmittel sowie Ämterfusionierung tragen dazu bei. In der Folge von Frustration und hohem Altersdurchschnitt sind die Krankenstände im Vergleich zu früher um 20% gestiegen. (vgl. Rosol 2006: 97 – 98)

So verfügt Berlin im Vergleich zu anderen Städten in den äußeren Bezirken über relativ viel Brachflächen, während die innerstädtischen Bezirke dicht besiedelt sind mit wenig Grünflächen. (vgl. Madlener 2008: 95 – 97) Durch den Stadtumbau entstehen am Stadtrand neue Wiesen, genauso wie durch den Autobahntunnelbau. Der Autobahnbau ist ein Bundesprojekt, das auch die Pflege der Grünfläche für fünf Jahre übernimmt. Danach ist allerdings wieder Berlin für die Instandhaltung zuständig. Die Grünflächenämter fühlen sich überfordert. Es wird ihnen mehr Brachland angeboten, als sie bewirtschaften können. (vgl. Rosol 2006: 97)

Ideen, wie dieses Dilemma behoben werden könnte, sind: Senkung der Personalkosten (Beschäftigung von billigen Arbeitskräften vom Niedriglohnsektor wie Arbeitslose und SozialhilfeempfängerInnen, Privatisierung von Parks, Aufrufe zu bürgerschaftlichen Engagement und Volunteering, Erhöhung der Einnahmen (höheres Budget einfordern, Eintrittsgelder, Spenden), Stärkere Kontrolle und Reglementierung der Nutzung (Grillverbote, Prämien für die Ergreifung von GraffitisprüherInnen und ParkrandaliererInnen, Einzäunung und nächtliche Schließung) und Einschränkung des Angebots (Absenkung des Pflegebedarfs, Beschränkung auf Müllbeseitigung und Verkehrssicherheit, keine Reparaturen und Erneuerungen von Spielgeräten). Einige dieser Maßnahmen sind schon verwirklicht, andere erst in Diskussion. (vgl. Rosol 2006: 99)

Brachliegende Flächen und die Hoffnung des Berliner Stadtsenats auf bürgerschaftliches Engagement kommen den Gemeinschaftsgärten entgegen. Der Senat hat sich

verpflichtet bis zum Jahr 2015 die Errichtung von jeweils zwei internationalen Gärten pro Bezirk zu unterstützen. (vgl. Madlener 2008: 97)

### **3. 3. Treffen auf Wien die gleichen Bedingungen wie in Berlin und New York zu?**

In Wien sieht die Lage etwas anders aus. Das EU-Statistikamt Eurostat führt die Stadt Wien als sechs reichste Region innerhalb der EU, weit vor Berlin an.<sup>6</sup>

Auch was die Lebensqualität betrifft, ist Wien immer bei den vordersten Plätzen im internationalen Städteranking. 2005 war die Stadt gemeinsam mit Vancouver an erster Stelle der Weltrangliste in Bezug auf Lebensqualität. Nicht zuletzt spielen dabei auch Grünflächen, allen voran die Donauinsel als Naherholungsort mit Bademöglichkeit und der Wienerwald, eine Rolle.<sup>7</sup>

Was Sozialleistungen betrifft, sollte jede/r Bedürftige in Österreich entweder durch Arbeitslosengeld, Notstandshilfe, Sozialhilfe, Kindergeld, Stipendium oder bei AsylwerberInnen durch Grundeinkommen abgesichert sein. Wenn dem nicht so ist, so liegt das an der Politik, die besonders Fremde gern von Leistungen ausschließt, oder aber auch an der einzelnen Person, die nicht in Kenntnis der nötigen Informationen ist, oder die sich scheut um Leistungen anzusuchen, was speziell auf dem Land vorkommt. Trotzdem ist die finanzielle Absicherung der BewohnerInnen verglichen mit den U.S.A. noch relativ gut.

Auch wenn für Einzelne das in Subsistenzwirtschaft geerntete Gemüse in Gemeinschaftsgärten einen bedeutenden Teil zur Ernährung beitragen würde, so betrifft das in Wien jedoch nie so viele Menschen, wie das in New Yorks Slums der Fall ist. Damit fällt für Österreich die Not als entscheidende Motivation für die Gründung eines Nachbarschaftsgartens weg.

Die große Anzahl brachliegender Flächen von New York, Berlin aber auch England gibt es in Wien nicht. Einige wenige ältere Brachen, wie die nordwestlich des Bahnhofs Wien Nord gelegene werden zur Zeit bebaut. Parks und Grünflächen werden anders als in Berlin mit zur Jahreszeit passenden Blumen immer wieder neu bepflanzt und gepflegt. Damit fällt eine wichtige ermöglichende Ressource und auch eine Motivationsquelle weg. In der Vereinsitzung von Gartenpolylog wurde darüber gesprochen, wie schwer es ist geeignete Flächen für einen Gemeinschaftsgarten zu finden. Die Schwierigkeiten liegen da aber auch in einer bürokratischen Verwaltung. (vgl. tB 5: 34)

---

<sup>6</sup> vgl. [http://www.wvff.gv.at/upload/medialibrary/Wirtschaftsf\\_rderung\\_Konjunktur\\_190906.pdf](http://www.wvff.gv.at/upload/medialibrary/Wirtschaftsf_rderung_Konjunktur_190906.pdf) [1.1.2009]

<sup>7</sup> vgl. <http://www.wien.gv.at/statistik/pdf/wieninzahlen.pdf> [1.1.2009]

In Großbritannien ist durch die industrielle Bauernenteignung ein Mangel an Freiraum für die Bevölkerung entstanden, wie es in diesem Maße in Wien nie vorkam. Durch den Schutz des Wienerwaldes steht den StadtbewohnerInnen ein riesiger Erholungsraum zur Verfügung. Freiraumaneignung stellt für die WienerInnen also eine weniger dringende Motivation dar, als das in England der Fall ist, auch wenn im innerstädtischen Bereich (besonders die Bezirke 4, 5, 6, 7 u. 8) nur wenige Grünflächen bestehen. (vgl. Österreicher 2000: 329)

### **3. 4. Gibt es eine Zivilgesellschaft im paternalistischen Wien?**

In Wien sind Gemeinschaftsgärten noch nicht etabliert wie das in Berlin, New York, aber auch Paris und vielen weiteren Städten der Welt der Fall ist. In der Folge soll nach den Ursachen geforscht werden, die Gemeinschaftsgärten in größerem Ausmaß in Wien bisher verhindert haben. Mögliche Gründe sind zum Teil weiter vorne schon genannt worden.

Einige der folgenden Erklärungsmuster liegen in der Wiener Geschichte und Regierung begründet, ein weiterer Teil geht zu Lasten der Wienerinnen und Wiener, wobei sich beide Seiten wechselseitig beeinflussen.

Ingo Österreicher, der Community farms in Großbritannien untersucht hat, schreibt: "Die britische, lange demokratische und aufrührerische Tradition hat eine andere politische Kultur hervorgebracht als die lange, unterdrückende und paternalistisch-entmündigende, monarchistische Tradition in Wien. Der allgemein konstatierte niedrige Entwicklungsstand der Wiener „Zivilgesellschaft“ wird auf geschichtliche Entwicklungen zurückgeführt, die sich unter den Schichten moderner, industriekultureller Stadtgeschichte verbergen.“ (Österreicher 2000: 325) .

Wien war viele Jahrhunderte lang Residenzstadt der Österreichisch - Ungarischen KaiserInnen. Ein selbstbewusstes und wirtschaftlich starkes Bürgertum konnte sich angesichts des herrschenden Adels nie durchsetzen. Die Strategie des Hofes bestand in einer möglichst umfassenden Reduktion des Bürgertums in politischen und wirtschaftlichen Belangen, sodass es im Wesentlichen auf die Rolle der kulturellen und Bildungselite beschränkt blieb. Als es 1848 zu Aufständen kam wurden diese blutig niedergeschlagen. Die folgende Pazifizierung, bei der mit ungeheurer Grausamkeit gegen die Wiener Bevölkerung vorgegangen wurde, bewirkte eine Abkehr von jeglichem revolutionären Gedankengut. Und das hat sich bis heute gehalten.

1920 kam es zu der Entscheidung, dass Wien nicht mit Niederösterreich verschmilzt, sondern ein eigenständiges Bundesland wird. Das verhinderte eine Parteienkonkurrenz (von dem schwarzen Niederösterreich und dem roten Wien) und führte dazu, dass die SPÖ (Sozialdemokratische Partei Österreichs) eine fast absolute Machtposition in Wien einnahm. (vgl. Heinrich 1990: 133 - 134)

Abgesehen von einer Elite von Juden bildete sich in Wien kein liberales Bürgertum heraus, da man ökonomisch schwach war und sich ständig von anderen Völkern der Monarchie bedroht sah. Als es im Nationalsozialismus zur Vertreibung oder Ermordung der Wiener Jüdinnen und Juden kam, bedeutete das auch den Verlust liberaler Traditionen. (vgl. Heinrich 1990: 130 – 131)

Auch heute fördert der umstrittene Paragraph 278a des Strafgesetzbuchs (so genannter Mafiaparagraph), aufgrund dessen engagierte TierschützerInnen in den Morgenstunden von der VEGA (Polizeisondereinheit für Terrorbekämpfung) aus ihren Betten geholt wurden, nachdem man ihre Wohnungstüren aufgebrochen hatte, ohne vorher anzuläuten, nicht die Entwicklung einer emanzipierten Zivilgesellschaft. Viele von ihnen wurden monatelang in Untersuchungshaft gehalten und sind heute traumatisiert.<sup>8</sup> Dieser Paragraph stellt die Gründung oder auch die bloße Mitgliedschaft in einer „auf längere Zeit angelegte unternehmensähnliche Verbindung einer größeren Zahl von Personen“ (also z.B. Greenpeace) unter Strafe, wenn sie auch auf die Planung (also noch nicht Durchführung) „schwerwiegender strafbarer Handlungen“, die damit einen „erheblichen Einfluss auf Politik oder Wirtschaft anstreben“, abzielt. (StGB BGBl Nr. I 60/1974 idF. BGBl I Nr. 112/2007: § 278a) Die schwammigen Ausdrücke von „schwerwiegender“ und „erheblicher“ lassen einen weiten Auslegungsspielraum zu. So bewahrheitet sich immer wieder, dass sich Einsatz gegen Missstände in Österreich nicht lohnt.

„Seitdem (seit der blutigen Niederschlagung des Aufstands von 1848) ist Wiener politische Kultur Konsenskultur, Streitvermeidungskultur. (...) Das charmante Wiener Lügen, der „Schmäh“ oder die Verdrängung, war schon immer eine Sozialtechnik, um Kommunikationsabbruch oder harte Auseinandersetzung zu vermeiden.“ (Heinrich 1990: 133 u. 138)

Extreme werden in Österreich eher nicht geduldet. (vgl. Heinrich 1990: 137 – 139) Nachdem sich Widerstand als zwecklos herausgestellt hat, arrangiert man sich mit den vorherrschenden Strukturen. Alfred Payrleitner charakterisiert das Wiener Bürgertum des

---

<sup>8</sup> Vgl. Irene Brickner: Streit um Anti-Mafia-Paragraf. In: Der Standard 4. 9. 2008, Martina Stemmer: Das könnte schließlich jedem von uns passieren. In: Der Standard 4. 9. 2008, Judith Brandner: § 278a StGB: Von mehr oder weniger „kriminellen Organisationen“. In: Ö1 Journal-Panorama 12. 1. 2009

19. Jahrhunderts, das sich bis jetzt fortsetzt: „Leute, die eine eigene Meinung hatten und – horribile dictu – sie auch vertraten, waren nicht gerne gesehen. Man hatte „beliebt“ zu sein, dann war man willkommen und nicht die Anstrengung, nur der Erfolg, nicht der Mann selbst, nur die Stellung war geschätzt.“ (Payrleitner 1990: 148)

Payrleitner meint weiters, man nutzte das Patronagesystem (persönliche Beziehungen) und versuchte zB. kaiserlich - königlicher Briefträger oder Zuckerbäcker zu werden um etwas darzustellen. Dazu kommt ein „alles zerfressender Pessimismus“ und eine Politikverdrossenheit. (Payrleitner 1990: 148) Solche Menschen sind unschwer zu regieren. Sie vergessen, dass Demokratie Arbeit bedeutet und so leidet Österreich unter einem Mangel an Aktivbürgern. (vgl. Payrleitner 1990: 148) „Die da unten finden, dass die da oben nichts taugen und nur an die eigene Machterhaltung denken. (...) Und die da oben rasonieren, dass sie von denen da unten nicht verstanden werden – wobei sie aber alles tun, um die von da unten von echter Mitbestimmung fernzuhalten.“ (Payrleitner 1990: 148)

Die dominante Rolle des Adels hat die Wiener Stadtverwaltung übernommen. Das bietet viel Stabilität, aber wenig BürgerInnenbeteiligung. (vgl. Österreicher 2000: 326) Auch in Wiens Bevölkerung kann man diese Ansicht finden, wie indirekt durch die Aussage einer Interviewpartnerin vom Heigerleingarten, die viele Jahre in Berlin lebte, bestätigt wird. „Wien kann man sicher nicht vergleichen mit so einer Großstadt wie Berlin. (...) Das ist eine ganz andere Geschichte, was Projekte von unten betrifft, weil Berlin aufgrund seiner Geschichte viel mehr Raum zum Experimentieren lässt, als das in Wien der Fall war.“ (IV 7: 37)

Die Einschätzung Wiens, in der oben ausgeführten Literatur, teilt auch eine Gärtnerin von Heigerlein indem sie, als es um die Aneignung von öffentlichen Grund für Gemeinschaftsgärten geht, sagt: „Als gelernte Österreicherin und mittlerweile auch schon geübte Wienerin würde ich fast sagen: Wien ist so paternalistisch, dass das sowieso bald in geregelte Strukturen übergeführt werden würde. (...) Ich glaube dass zwischen Raupe und das dann niedermachen und Nachbarschaftsneid und Vernaderung und dann recht schnell mit dem Bezirksvorsteher, der Bezirksvorsteherin, auf Einigung gezwungen werden, dass da irgendwo der Weg ist in Wien, wenn man sich da eine Baulücke aneignet und dort gärtner. (...) Ich empfinde Wien jetzt als nicht sehr selbst (von den EinwohnerInnen) organisiert als Stadt, nicht sehr freundlich, nicht sehr nachbarschaftlich. Darum glaub ich, dass auch sehr wenig Toleranz im Grätzel da wäre, wenn sich irgendwer auf einer Wiese dann ein Beet macht. Und die Besitzer nicht zu vergessen, weil die lassen sicher den großen Hund da extrik reinmachen.“ (IV 5: 140 – 142)

Die Rückkoppelung von Politik auf die Bewusstheit und die Handlungen der BürgerInnen wird hier angesprochen. Einerseits will ihrer Meinung nach Wien die „Fäden alle in der Hand haben“, andererseits auch Konflikten aus dem Weg gehen. Mit der auch unter Beamten verbreiteten Neigung der ÖsterreicherInnen Dinge nicht direkt anzusprechen, laviert die Stadtverwaltung zwischen diesen beiden Polen hin und her. (vgl. Heinrich 1990: 138 – 139) Viele VerwaltungsbeamtInnen verfügen herrschaftlich über öffentliche Flächen, als ob sie die EigentümerInnen wären und vergessen, dass ihnen nur die Verwaltung übertragen wurde. (vgl. Österreicher 2000: 319) Die BürgerInnen haben kein Bewusstsein dafür entwickelt, dass öffentlicher Grund auch ihr eigener und auch der Boden des/r NachbarIn ist. Sie dürften öffentlichen Boden nicht als von ihnen gestaltbare Fläche sehen, wie sich das in mehreren Aussagen einer Gärtnerin vom Nachbarschaftsgarten Heigerlein zeigt: „Nein, gegrillt haben wir noch nicht. Ich weiß auch gar nicht, ob das erlaubt ist“ und „Bäume stützen – das dürfen wir nicht machen“ und „Naja, der Zaun muss halt leider sein, weil es eine gemietete Fläche ist“ (IV 1: 146, 78, 229)

Wie im Zitat von Interviewpartnerin 5 beschrieben wird, neigen Wiener BürgerInnen dazu Konflikte nicht direkt mit den Beteiligten anzusprechen, sondern beschweren sich bei der Stadtverwaltung oder finden indirekte Wege ihr Missfallen auszudrücken („lassen den großen Hund reinmachen“). Sie lassen Dritte (Hund oder Verwaltung) ihren Konflikt ausführen. Aushandlungsprozesse werden erschwert, verlangsamt oder verunmöglicht, wenn nicht alle Beteiligten miteinander sprechen. Damit entspricht die Meinung der Gärtnerin den in der oben beschriebenen Literatur gefundenen Aussagen. Ähnlich charakterisiert Renate Banik-Schweitzer die Einstellung der WienerInnen: „Die Beschränkung auf den eigenen Lebensbereich – „mir san mir“ – und damit der Mangel an Neugierde auf alles jenseits der eigenen Grenzen, Abneigung gegen offene Konfliktaustragung, begleitet von Harmoniesucht, Erwartung aller Segnung von oben als feudaler Gunstbeweis und nicht als erkämpfter Anspruch – Gehorsam und Untertanengeist als Gegenleistung“, Abneigung (...) gegen Selbstreflexion, Autonomie – „ja derfn's denn des“ – gegen Freiheit und Demokratie ...“ (Banik-Schweitzer 1990: 154) Ein „Community“ Bewusstsein, wo sich der/die Einzelne für die Gemeinschaft und demokratische Werte engagiert, ist in Wien nicht wirklich entwickelt.

Erste Schritte, die einen Veränderungswillen der Gemeindeverwaltung erkennen lassen, finden sich im Stadtentwicklungsplan 2005. Dort werden neue Grundsätze wie Partizipation und Nachhaltigkeit als selbstverständliche Prinzipien genannt, die bei Maßnahmen und auch ihrer Umsetzung mitgedacht werden.<sup>9</sup>

---

<sup>9</sup> vgl. <http://www.wien.gv.at/stadtentwicklung/step/step.htm> [28.12.2008]

Weitere Ziele, die für die Gründung von Gemeinschaftsgärten interessant sein dürften, sind:

- Raum geben für Angebote der Mehrfachnutzung und temporäre Nutzung von Baulücken.
- Qualitativ hochwertige Gestaltung von Freiräumen, besonders in Gebieten mit einkommensschwacher Bevölkerungsstruktur als Signal der Wertschätzung, was nachweislich zu weniger „Vandalismus“ führt
- mehr Raum für Mädchen
- Minimierung von Versiegelung und dadurch weniger Hitzeabstrahlung in Gebieten mit hohem Versiegelungsgrad durch Ausnutzung aller Möglichkeiten zur Neuschaffung von ausreichenden Grünflächen. Dabei soll das Spektrum von innovativen, intelligenten Lösungen für alternative Angebote erweitert werden.<sup>10</sup>

Der erste Wiener Stadtentwicklungsplan sah 1984 schon Partizipation der Bevölkerung vor. Nachhaltige Konsequenzen bei Umsetzungsprogrammen sind seither aber unterblieben. „Statt der Stadterneuerung durch eine Vielzahl von kleinen, fein gestreuten Maßnahmen repräsentieren jetzt städtebauliche Großprojekte die Zukunftsorientiertheit. Mein Eindruck ist, dass sich an die Wurzel gehende Experimentierfreiräume nur dort auftun, wo die Verwaltung angesichts zurückliegender, zu verantwortender Planungsfehler kleinlaut wird – im dichtverbauten Problemgebiet (...) und in den Großwohnanlagen der 60er und 70er Jahre (die man der Gemeinwesenarbeit überlässt). Im wiedererwachten Hoffungsgebiet Stadterweiterung hingegen hält man am neu unterfütterten Experten- und Verantwortungsstatus fest.“ (Österreicher 2000 : 328)

Auch Ehrenstrasser kritisiert, dass nur politisch unbedeutende kleinräumige Projekte in Agenda 21 Prozessen in die Hände von aktiven BürgerInnen gelegt werden. Welche Projekte umgesetzt werden, entscheidet die Politik. Das hat zur Folge, dass BürgerInnen sich nicht als gleichwertige PartnerInnen der Politik sehen. (vgl. Ehrenstrasser 2006: 98)

Auch wenn im Wiener Stadtentwicklungsplan 2005 Partizipation ein „neuer Grundsatz“ ist, der „selbstverständlich“ überall mitgedacht wird, scheint die Stadtverwaltung in den Augen mancher BürgerInnen ihre Kontrollmacht nicht aufgeben zu wollen.<sup>11</sup> (vgl. Österreicher 2000: 319, Ganser 1990: 68) Denn BürgerInnenbeteiligung heißt auch Macht- und Kontrollverlust für Politik und Verwaltung. (vgl. Ehrenstrasser 2006: 98) Freilich gibt es verschiedene Stufen der Partizipation, die von reinem Informieren, über Mitbestimmung zu Selbstbestimmung reichen. Welche dieser Stufen angestrebt wird, ist

---

<sup>10</sup> vgl. <http://www.wien.gv.at/stadtentwicklung/step/pdf/step-kapitel4-5pdf> [28.12.2008] 17 - 19

<sup>11</sup> vgl. <http://www.wien.gv.at/stadtentwicklung/step/step.htm> [28.12.2008]

dem Stadtentwicklungsplan nicht zu entnehmen. Zahlreiche österreichische Literatur wie der Artikel von Posch und Gerlich: „Ausgleich statt gleich aus“ zu den Vorteilen von BürgerInnenbeteiligung, die auch der Verwaltung Vorteile bringen sollen, lassen den Verdacht aufkommen, dass die Stadt Wien mit BürgerInnenbeteiligung noch Probleme hat. (vgl. Gerlich/Posch 2004: 211 - 218) In der Wiener Stadtverwaltung gibt es kaum interne Fortbildungsangebote über die Umsetzung von BürgerInnenbeteiligung. Es fehlen Ansprechpersonen, die als „Coaches“ nach innen für BürgerInnenbeteiligung in der Planung wirken können. Gerlich und Posch fordern auch, dass Beteiligungsvereinbarungen über Amtsperioden hinweg halten. (vgl. Gerlich/Posch 2004: 217)

Elisabeth Ehrenstrasser schreibt in ihrer Arbeit über Agenda 21 Prozesse, dass BürgerInnen die Vorbehalte von Seiten der Politik gegen Bürgerbeteiligung kritisieren, da das zur Lähmung der Prozesse führt. (vgl. Ehrenstrasser 2006: 108 – 109) Es kommt zur Stagnation, wenn PolitikerInnen BürgerInnen nicht ernst nehmen, was in vielen Agenda Prozessen der Fall ist. (vgl. Oelschlägel 2004: 87) Da den Anrainern die nötige Objektivität fehle, kann die Bevölkerung nur schwer an großflächigen Planungsvorhaben beteiligt werden, meinen viele Wiener StadtpolitikerInnen. (vgl. Ehrenstrasser 2006: 98) Warum allerdings die „nötige Objektivität“ bei kleinräumigen Projekten vorhanden ist, bleibt unklar. Wenn trotz verschriftlichtem Partizipationswillen der Wiener Stadtverwaltung die Vorteile von BürgerInnenbeteiligung nicht gesehen werden, wird klar, warum frustrierte BürgerInnen LA 21 Prozesse verlassen. Da sie keine Chance sehen von der politischen Seite als gleichwertige PartnerInnen anerkannt zu werden, wollen sie nicht in sogenannten „BürgerInnenbeschäftigungsverfahren“ Zeit für Projekte opfern, die erst im Nachhinein von den PolitikerInnen abgelehnt werden. (vgl. Ehrenstrasser 2006: 98)

LA 21 BürgerInnenbeteiligungsprozesse, die Geldmittel erfordern, werden auch durch den Mangel an Umsetzungsbudget blockiert. (vgl. Ehrenstrasser 2006: 36)

Auch die Tatsache, dass in den 23 Wiener Gemeindebezirken 2006 nur acht Lokale Agenda 21 Büros gab, spricht nicht für einen enormen Partizipationswillen von Seiten der Stadtverwaltung. (vgl. Ehrenstrasser 2006: 25)

Trotz ersten Schritten die BürgerInnen einzubeziehen, scheint Wien also in paternalistisch-traditionellen Mustern noch verhaftet zu sein. Dies verhindert neben kulturellen Verschiedenheiten, auf die hier nicht eingegangen wird, die Ausbildung von bürgerschaftlichen Engagement, wie es in Nordamerika mit dem „Voluntary“ passiert ist. Freiwillige Arbeit ist in Österreich im Ehrenamt für Vereine wie Rotes Kreuz, freiwillige



Feuerwehr, kirchlichen Einrichtungen, Jugend- und Naturschutzvereinigungen gebunden und Engagement drückt sich in einer Spendenwilligkeit aus. Es scheint, als ob man die Probleme anderer nicht näher herankommen und sich davon berühren lassen will: Der Staat wird sich schon darum kümmern. Im Vergleich zu angelsächsischen Ländern fehlt aber auch die korrespondierende Förderungskultur von Privatwirtschaft und Stiftungen. (vgl. Österreicher 2000: 325)

Erschwerend wirkt auch das Patronagesystem („Freunderlwirtschaft“), das zwar in anderen Städten auch existiert, aber nie in dem Maße, wie es in Wien ausgebildet ist. (vgl. Heinrich 1990: 132)

„Patronage gibt es selbstverständlich in anderen Großstädten auch. Doch die spezifische Ausprägung und die Allgegenwart dieses Systems führt dazu, dass man beim Entwurf von Handlungsstrategien in fast allen Lebensbereichen die Existenz von Beziehungsnetzen berücksichtigen muss. Überspitzt formuliert könnte man sagen, dass das wichtigste Lebensziel in Wien darin besteht, möglichst viele Leute kennen zu lernen, die einem helfen können.“ (Heinrich 1990: 132)

Dazu kommt ein Parteiendenken, das weltweit fast einzigartig scheint. Hat man gute Kontakte zu der einen Großpartei, scheint das erschwerend zu sein um mit Personen der zweiten großen Partei eine fruchtbringende Kommunikation aufzubauen. Manchmal könnte der Eindruck entstehen Ideen, die von einer Partei aufgegriffen werden, kann die andere Partei nicht gut heißen. Diese Lagermentalität war in den dreißiger Jahren vorherrschend und wandelt sich zunehmend zu einer Lebensstilzugehörigkeit. (vgl. Heinrich 1990: 133 – 135) Befürchtungen dahingehend, dass Gartenpolylog mittlerweile gute Kontakte zur SPÖ aufgebaut hat, die nun zu Schwierigkeiten bei der Gründung von neuen Gemeinschaftsgärten in von der ÖVP regierten Bezirken führen könnten, haben sich bislang noch nicht bewahrheitet. (vgl. tB 5: 7)

In Wien wird die Beteiligungsmöglichkeit von BürgerInnen zunehmend institutionalisiert. Oft geht es nur um die Herstellung von Akzeptanz. Wie internationale Beispiele zeigen, wirkt sich aber Institutionalisierung negativ auf die Aneignbarkeit und die Beeinflussbarkeit aus. Ein großer Verwaltungsapparat mit vielen verschiedenen Verantwortungsbereichen kann von engagierten BürgerInnen ein hohes Maß an Ausdauer und Wissen über Zuständigkeiten erfordern. (vgl. Österreicher 2000: 319 – 321)

Zusammenfassend lässt sich sagen, dass Wien im Vergleich zu Berlin und New York wohlhabender ist, seine BürgerInnen besser, als das in New York der Fall ist, versorgt

und auch öffentliche Grünflächen und Parks intensiver gestaltet und pflegt als das beide Vergleichsstädte machen. Dadurch fallen starke Motivationspunkte zur Gründung von Gärten, wie Verschönerung von Brachflächen oder Subsistenzwirtschaft zur Nahrungsmittelgewinnung eher weg. Gleichzeitig hat sich durch den paternalistischen Charakter der Wiener Gemeinderegierung, der seine Wurzeln in der Monarchie begründet hat, keine hoch entwickelte Zivilgesellschaft herausbilden können. (vgl. Österreicher 2000: 325, Heinrich 1990: 133 – 137, Rabinovici 1998: 188) Die Wiener Verwaltung scheint nicht ernsthaft an der Gestaltung der Stadt durch ihre EinwohnerInnen interessiert zu sein, aber ein Interesse in Freiwilligenarbeit sich die Stadt anzueignen dürfte auch bei der Bevölkerung geringer sein als das in New York und Berlin der Fall ist. Möglicherweise liegt es nicht am mangelnden Interesse, was die hohen Zahlen der Freiwilligen, die im Heigerleingarten mitarbeiten wollten zeigen, sondern an der fehlenden Vorstellungskraft und den erlebbaren Beispielen, dass die Möglichkeit der Aneignung erst gar nicht in Erwägung gezogen wird.

Es wäre aber kurzsichtig zu sagen Wien solle einfach seine Versorgungsleistungen herunterschrauben und auch die Parks verwahrlosen lassen. Was es zur Entwicklung von bürgerschaftlichen Engagement und Aneignungs- und Gestaltungsprozessen von Seiten der BürgerInnen braucht, sind Handlungsspielräume, das bewusste Offen - lassen und Nicht -gestalten von Flächen, das Bereitstellen von Geldern und das Zulassen von Aneignungsprozessen. (vgl. Österreicher 2000: 319 - 320) Dafür braucht es auch GemeinwesenarbeiterInnen und RegionalentwicklerInnen, die ähnlich wie „Green Thumb“ in New York zwischen BürgerInnen und Stadtverwaltung vermitteln. Sie sollten Projektgelder zu Verfügung stellen können, sodass BürgerInnen in Eigenarbeit neue Gemeinschaftsgärten anlegen können. Dazu wären nicht so viele Finanzmittel, wie die Stadt mit ihren hauptamtlichen MitarbeiterInnen benötigt nötig, nicht nur weil die BürgerInnen in Freiwilligenarbeit den Garten gestalten, sondern weil sie auch zu billigen und provisorischen Mitteln greifen. Die GemeinwesenarbeiterInnen bräuchten, um nicht ähnlich schnell wie die LeiterInnen von „GreenThumb“ frustriert das Handtuch zu werfen, umfassende Machtbefugnisse und Entscheidungsgewalt. (vgl. Meyer-Renschhausen 2004: 151) Sie sollten die langen Aushandlungsprozesse zwischen Verwaltung und BürgerInnen möglichst verkürzen, da diese die Aneignbarkeit und die BürgerInnenbeteiligung behindern. (vgl. Österreicher 2000: 319 – 321) Gerd Gröning meint, dass das Interesse an Veränderung und an Hilfe von Außen von den BewohnerInnen ausgehen muss. Ein dauerhafter Konsens zwischen Stadt und Beteiligten lässt sich nur herstellen, wenn beteiligte PlanerInnen ihre Konzepte den Wünschen und Vorstellungen der GärtnerInnengemeinschaft anpassen. Die

gesellschaftliche Anerkennung und das Feiern der von den Beteiligten erbrachten Leistung erachtet Gröning für besonders wichtig. (vgl. Gröning 2002: 306) In der Forschung zu Freiwilligenarbeit erwies sich der Faktor Anerkennung als Motiv des Engagements für bedeutend. (vgl. Aner 2005: 247)

Wichtig neben der Kenntnis aktivierender Methoden und der Fähigkeit Menschen anzuregen außerhalb vorgefertigten Bahnen zu denken ist für GemeinwesenarbeiterInnen ein ergebnisoffener Zugang. Sie sollen gut zwischen Konfliktparteien vermitteln können und Verständnis für unterschiedlichste Lebenswelten, ob das die von einer alleinerziehenden Migrantin ist, oder eines arbeitslosen Jugendlichen oder auch einer Bezirksvorsteherin kurz vor den Wahlen ist, entwickeln. Nicht unbedeutend für das Einbringen von Ideen von aktiven BürgerInnen ist auch die Fähigkeit sich aus Prozessen zurückziehen zu können von Seiten der GemeinwesenarbeiterInnen. Manche Leute werden in bestehenden Projekten erst aktiv, wenn es mangels anderer Aktiver notwendig wird. Schwaches Selbstvertrauen kann zu Rückzug und Schweigen angesichts zu perfekter „ExpertInnen“ führen. GemeinwesenarbeiterInnen sollen nicht zu InteressensvertreterInnen werden, sondern Menschen befähigen ihre Vorstellungen vorzutragen, ihr Artikulationspotential zu mehren und Ideen umzusetzen. (vgl. Oelschlägel 2004: 88, Hinte 2002: 540 – 541)

Der im Vergleich zu Großbritannien Mangel an bürgerschaftlichem Engagement für den Stadtteil liegt nicht nur an der Wiener Politik, die konfliktfeindlich ist sondern auch an der Bevölkerung. (Brix 1998: 121 – 123) „Der Stadtteil ist nicht grundsätzlich die heile Welt, ebenso wie die Verwaltung nicht per se beteiligungsfeindlich ist. Nichts ist fein sortiert nach Gut und Böse. Denn es gibt weder „die Verwaltung“ noch „den Stadtteil“. (Hinte 2002: 544)

Die kulturellen Prägungen treffen natürlich alle WienerInnen, diejenigen in der Verwaltung, wie auch jene „einfacher BürgerInnen“. Partizipative Experimentierfreudigkeit und Unterstützung von Ideen die aus der Bevölkerung kommen findet man bei einzelnen VerwaltungsbeamtInnen und PolitikerInnen, wie das das Beispiel des Heigerleingartens zeigt. Näheres ist im Kapitel Entstehungsgeschichte nachzulesen.

## **4. Der Nachbarschaftsgarten Heigerlein**

### **4. 1. Zielsetzungen der Initiatorinnen**

Die Intention vom Verein Gartenpolylog zur Gründung des Nachbarschaftsgarten war einerseits der Stadt Wien gegenüber: zu zeigen dass gemeinschaftliches Gärtnern auch in Österreich, auch in einer Großstadt und trotz der Befürchtung von Vandalismus

funktionieren kann. Der Heigerleingarten wurde als Pilotprojekt kreiert, damit sich die Idee verbreitet und weiteren Nachbarschaftsgärten geschaffen werden. (vgl. IV 7: 8)

Andererseits sollte ein Garten für eine Community, eine Nachbarschaft entstehen, der den Menschen Raum gibt eigene Ideen um zu setzen, wie eine Initiatorin betont: „Ja ein hohes Maß an Partizipation von den Menschen. (...) Auch wenn das von oben initiiert wurde, trotzdem versuchen die Menschen soweit zu stärken oder soweit denen die Möglichkeit zu geben, dass ein Gemeinschaftsgarten mehr auch als Möglichkeitsraum funktionieren kann, da auch eigene Ideen um zu setzen und sich da irgendwie auch Stadtraum zu nehmen. Da sich jetzt nicht immer so kleinräumig zu verhalten oder davon ausgehen: ah die Stadt bestellt einem alles, sondern dass man einfach auch versucht eigeninitiativ und (...) für eine größere Gemeinschaft auch was zu tun. Für eine lokale Gemeinschaft, sprich Nachbarschaft, dass man da einfach was dazu beitragen kann, wie's um einen herum aussieht – um das geht's mir eigentlich.“ (IV 7: 16)

Selbstinitiative der BewohnerInnen zur Freiraumgestaltung und –nutzung und die Schaffung einer Nachbarschaft, die auch ein gemeinschaftliches Gefühl, eine Zugehörigkeit entwickelt und somit ein höheres Maß an Lebensqualität im Grätzl entstehen lässt waren zentrale Motive zur Gründung des Nachbarschaftsgartens. Die Initiatorin führt das weiter als Zielvorstellung aus: „Dass sie nicht nur ihre eigenen Beete betreuen, sondern auch im Gemeinschaftsraum aktiv sind. Und dann halt auch Veranstaltungen organisieren für die Nachbarschaft, bisschen mehr so diesen Raum als Sozialraum zu nutzen. Ja als Möglichkeitsraum für kulturelle Veranstaltungen, was auch immer“ (IV 7: 22) Es geht ihr also weniger um das Gärtnern an sich, sondern darum den Garten als Mittel zu verwenden, um für die Menschen des Grätzels etwas zu tun damit ein Grätzelbewusstsein entsteht. Zusätzlich geht es ihr darum, dass Menschen selbstständig werden, die Verantwortung für sich und ihre soziale und ökologische Umwelt übernehmen und nicht darauf warten, dass die Regierung alle Probleme löst und die Umgebung gestaltet. Im Raum drücken sich auch immer die herrschenden Machtverhältnisse aus. Raum ist nichts absolutes. Er ist zeitlicher Veränderung durch die in ihm handelnden Menschen unterworfen, aber auch der Perspektive des/r BetrachterIn. Diesen relationalen Raum sollen auch die BewohnerInnen gestalten, die sich in ihm bewegen, so der Wunsch der Initiatorinnen. (vgl. Kessl/Reutlinger 2007: 20 – 23)

Es ist nicht nur der Raum, den die in ihm seienden Menschen verändern, auch der Raum verändert den Menschen. Es macht für unsere Stimmung einen Unterschied ob wir zwischen zwei langen grauen Mauern nach Hause gehen, oder an einem Bach entlang

durch einen Park zur Wohnung spazieren. Auch ein Garten mit bunten Blumen und Gemüse hebt die Stimmung.

Die Interviewpartnerin geht sogar noch weiter: "Also das was ich in den Interviews mit den Berliner Gärtnerinnen auch so entdeckt habe, also was dieser Raum auch mit den Leuten so macht, dass es da auch zu einer Veränderung zu ihrer eigenen Gefühle, Wahrnehmung, Einstellung, Persönlichkeiten oder so auch kommt. Wo dieser Garten auch ein ganz zentrales Element ihres Lebensalltags geworden ist." (IV 7: 27) In einem Sozialraum der menschlichen Beziehungen, aber auch der Beziehung zwischen Raum und Mensch kommt es zur wechselseitigen Beeinflussung der Gefühle, Ansichten und Wertvorstellungen und dadurch auch zu ihrer Veränderung. (vgl. IV 3: 50) Ein Mensch setzt eine Pflanze, pflegt sie und sie wächst und gedeiht und trägt Früchte. Das wiederum macht den Menschen stolz, zeigt ihm/ihr seine/ihre Handlungskompetenz und fördert damit sein/ihr Selbstbewusstsein. (vgl. IV 2:71 – 74) (siehe auch Kapitel Erlerntes)

Diese starke Identifikation mit dem Raum und die Beeinflussung des Menschen durch den Raum passieren nicht von selbst. Erst wenn sich der Mensch mit dem Raum auseinander setzt, entsteht Erkennen, Wertschätzung, und Identifikation was in Verantwortungsübernahme resultiert. (vgl. De Saint-Exupéry 1943 : 11 - 13)

Wie es zu dieser, von den Initiatorinnen erwünschten, Identifikation mit dem Raum kommen kann, erklärt eine Gründerin: "Ein anderer Aspekt ist auch, wenn man so ein Projekt, wenn man sich da selbst um die Fläche umschaute, wenn man sich selbst die Beete baut und sich selbst 40 Zentimeter durch Steine arbeitet (...) irgendwie durcharbeitet um ein Beet an zu legen, wenn man da Verantwortung (...) wenn man all dieses tut was dazugehört damit ein Garten (...) entsteht, damit eine neue Art Raum entsteht in der Stadt, weil das führt zu einer ganz starken Identifikation mit dem Projekt, mit dem Raum und natürlich auch, wie sagt man, so mit einer ganz anderen Verbindung zwischen eigener Tätigkeit und Persönlichkeit. Und deswegen denke ich mir, wenn man halt viel so vorgesetzt bekommt, dann sehe ich das halt eher nicht. Dann sehe ich diese starke Bindung an den Raum eigentlich nicht." (IV 7: 30)

Wesentlich für einen Gemeinschaftsgarten in dem es nicht nur um das Gärtnern geht ist also die praktische Umsetzung und Gestaltung eigener Ideen. Erst in der gemeinsamen Bewältigung auftretender Schwierigkeiten entsteht Identifikation mit dem Garten, aber auch mit der Gemeinschaft der GärtnerInnen. Erst durch die Einbeziehung der Nachbarschaft durch Feste und ähnliches wird die Identifikation mit dem Grätzl über den Zaun, über die Gartengrenzen hinaus passieren. Und auch das geschieht wechselseitig, nicht nur von Seiten der GärtnerInnen sondern auch von Seiten der

Nachbarschaft. In den nordamerikanischen Community Gardens führte das, als kleiner Nebeneffekt zu weniger Vandalismus und diente damit auch dem Schutz des Gartens. (vgl. Simmen 2008: 101) Diese wechselseitige Wirkung von Raum auf den Menschen und umgekehrt, die bereits in Gemeinschaftsgärten in Berlin beobachtet worden ist, soll sich nach dem Wunsch der Initiatorinnen auch im Heigerleingarten ergeben.

Damit allen Menschen die Möglichkeit offen stand mitzugärtnern wurde kein internationaler Garten nach dem Vorbild des Internationalen Gartens aus Göttingen geplant und auch kein sonstiger thematischer Garten. Trotzdem wurde darauf geachtet, dass auch MigrantInnen einen Zugang zum Garten bekommen, genauso wie ältere Menschen oder auch Kinder über die Institutionen Pflegeheim, Kindergarten oder Schule.

## **4. 2. Entstehungsgeschichte und Gartenbeschreibung**

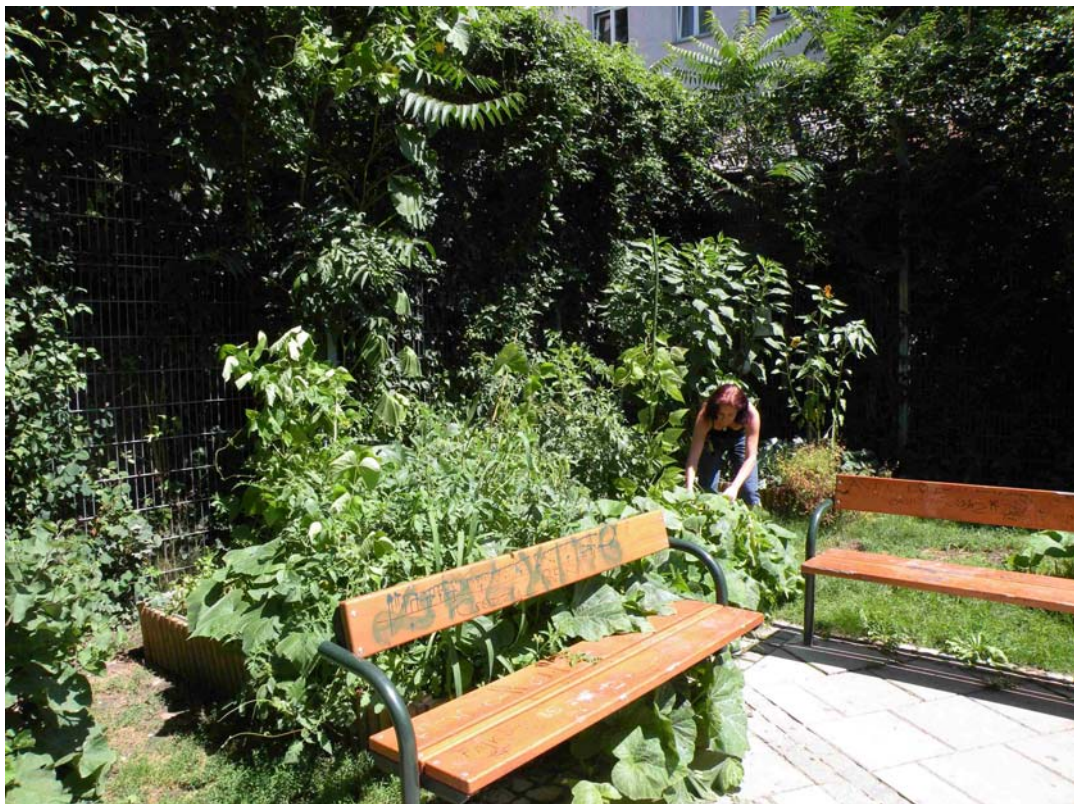
Die Ursprungsidee zum Heigerlein- Nachbarschaftsgarten kam vom Verein Gartenpolylog, der zur Förderung internationaler Garten und Nachbarschaftsgärten in Wien gegründet wurde. Zwei seiner Mitglieder, die Pädagogin Nadja Madlener und der Sozialpädagoge/Erzieher Thomas Petz hatten in Berlin gemeinschaftliches Leben im Garten Rosa Rosa kennen gelernt und waren von dieser Idee begeistert. Gemeinsam mit der Umwelttechnologin Angelika Neuner begaben sie sich auf die Suche nach einem geeigneten Rahmen und Grundstück, den sie beim Kulturfestival SOHO Ottakring fanden. Der Yppenplatz, der sich anbot für einige Beete war allerdings von anderen Nutzungsgruppen schon überbelegt. So wick man auf den Huberpark, ein kleiner in der Nacht versperrter Park ganz in der Nähe aus. Soho übernahm die Kosten für einige Beete. Die benötigte Genehmigung für die Parknutzung war schwer zu bekommen, da die Stadt mit Vandalismus rechnete und ein zum Scheitern verurteiltes Projekt nicht unterstützen wollte. Nur unter der Hand, nach langer Überzeugungsarbeit konnte die Erlaubnis erwirkt werden. (vgl. IV 7: 5)

An einem Sonntag Nachmittag wurden gemeinsam mit ParkbesucherInnen die vier Beetkästen im Huberpark gebaut. Auch die im Park spielenden Kinder wurden einbezogen. Eine Begründerin erinnert sich: „Ein offenes Gärtnern für alle die in dem Raum vorhanden waren, also einfach Parkbesucherinnen. Da waren dann auch Kinder, die ganz großen Spaß hatten zu gießen und zu ernten und Dinge auch aus zu rupfen und



**Abbildung 4: Beet im Huberpark**

grüne Tomaten weg zu ziehen und die herum zu schießen, beispielsweise (Lacht). Aber wir haben dann auch irgendwie versucht da fast ein bisschen so was wie Parkbetreuung zu machen.“ (IV 7: 4)



**Abbildung 5: Der, in einem Winkel des Huberparks gelegene, Yppengarten**



Und in der ersten Nacht wurden auch tatsächlich alle Beetkästen demoliert. Auch hier kam das Problem anderer Nutzungsgruppen zum Tragen. Jugendliche, für die wenig Raum in der Stadt zu Verfügung steht hatten den Park längst schon belegt. Die InitiatorInnen suchten nun das Gespräch mit den Jugendlichen und bezogen sie in den Garten ein. Schließlich fungierten die Jugendlichen als Beetwächter und verhinderten so neuen Vandalismus. (vgl. Koller 2008: 4) Die Gruppe der GärtnerInnen erweiterte sich im Laufe der Zeit und wechselte sich beim Gießen ab. Fisolen, Tomaten und vieles mehr gediehen prächtig. Eine Kürbispflanze eroberte den etwa drei Meter hohen Zaun.



**Abbildung 6: Kürbispflanze berankt den 3m hohen Zaun**

Das Projekt galt als geglückt und damit war der Boden bereitet für weitere und vor allem größere Projekte. Medien: Der Falter, Radio Wien und die Zeitschrift der Arche Noah berichteten davon.

Der Yppengarten wurde im Herbst 2008 allerdings aus verschiedenen Gründen aufgelassen. Es gab keinen Wasseranschluß um die Pflanzen zu gießen, außerdem war der Park so stark genutzt von Kindern, Jugendlichen, Obdachlosen,... und die Beete hin und wieder auch als Toilette benutzt. Die Initiatorinnen hatten für ihr freiwilliges Engagement den Heigerleingarten gefunden und im Herbst hatten es einige Spaßvögel nicht lassen können, die Sonnenblumen mit Lackfarbe zu besprühen. (vgl. IV 7: 6, tB 5: 17)



Anita Voraberger, eine Bezirksrätin der SPÖ (sozialdemokratische Partei Österreichs), die auf den Yppengarten aufmerksam wurde trat an den Verein Gartenpolylog heran, weil sie von dieser Idee begeistert war. Mit viel „Engagement und Offenheit“ vermittelte sie den Kontakt zu dem Stadtgartendirektor Rainer Weisgram, der die Gemeinschaftsgärten von einer Dienstreise nach Paris kannte. (IV 7: 7) In Gesprächen wurde die Idee eines Modellversuchs, das als Vorzeigeprojekt für weitere Gärten fungieren sollte geboren. Ein geeignetes Grundstück fand sich an der Ecke Seeböckstraße, Heigerleingasse. Ursprünglich sollte es eine Hundauslaufzone werden, doch der Widerstand der Nachbarschaft, der sich in Form einer Unterschriftensammlung manifestierte ermöglichte die Freiwerdung der Fläche für den Nachbarschaftsgarten. (vgl. IV 1: 212)

Die Kosten für die Urbarmachung als Garten übernahm das Stadtgartenamt MA 42. Ebenso die für ein kleines Honorar für die „Ämtergeschichten“ der beiden Initiatorinnen Angelika Neuner und Nadja Madlener. (IV 7: 7) Der Stadtgartendirektor berief ExpertInnengespräche ein, wo alle möglichen Leute, die etwas zum Gelingen des Gartens beitragen konnten eingeladen wurden. Beispielsweise kam der Gartenbezirksleiter, jemand von der planerischen Seite, und eine Ethnobotanikerin.

Bei der Gestaltung des Gartens begann ein Aushandlungsprozess, wie viel von der Stadt vorgegeben wird und was die GärtnerInnen selbst gestalten können. Eine der beiden Initiatorinnen erzählt: „Natürlich, die Stadt hat da einen ganz anderen Bezug zu einem Gemeinschaftsgarten, als wir den haben und dieser Zugang, sagen wir mal – ich hab immer wieder versucht auch unsere Ideen, unser Konzept oder die Idee von Gemeinschaftsgärten, wie es in anderen Städten besteht vor zu tragen und da vehement zu verteidigen, weil die Stadt wollte auch Dinge umgesetzt haben in diesem Pilotprojekt, die ich nicht für so sinnvoll gehalten habe.“ (vgl. IV 7: 8)

Unterschiedliche Anschauungen, wie von der Initiatorin angesprochen gab es über den Grad der Eigenständigkeit der GärtnerInnen. Die MA 42 hatte bereits eine Planerin zugezogen, die den Garten bis ins letzte Detail, inklusive Hängematte zwischen den Bäumen durchgeplant hatte. Das Schulgartenzentrum berechnete aus der Beetfläche die Anzahl der benötigten Pflanzen und wollte 1000 Jungpflanzen vorziehen und dem Garten zu Verfügung stellen. Für die GärtnerInnen wäre nur mehr die Pflege der Pflanzen als einzige Gartenarbeit verblieben. Für die InitiatorInnen ist wiederum die Planung und Gestaltung durch die GärtnerInnen ganz wichtig, damit einerseits eine Identifikation mit dem Garten entstehen kann und andererseits Lernen durch eigene Arbeit möglich ist.

Auch wollte das Stadtgartenamt einen höheren Gartenzaun, was die Initiatorinnen nicht befürwortet haben, weil Gespräche über den Gartenzaun behindert worden wären. (vgl. IV BK: 35)

Die Initiatorin erzählt weiter: „Für mich war das eh schon ein ganz großes Kompromissprojekt, weil eigentlich sehe ich Gemeinschaftsgärten eher in der Art, dass sie durch Grasswurzelpunkte entstehen, von unten und nicht von oben herab und Heigerlein war auf jeden Fall auch ein Garten der von oben herab initiiert wurde. (vgl. IV 7: 8 – 9)

Für die Gründerinnen sollte ein Gemeinschaftsgarten mittels bottom up und nicht top down Prozessen passieren. Die Bevölkerung sollte sich Raum aneignen und nicht wieder zu unmündigen BürgerInnen avancieren. Aktivierung der Bevölkerung heißt nicht einen fertigen Garten anzubieten, sondern auf die Bedürfnisse der Menschen einzugehen und an Wünschen, Aktivitäten und Interessen anzuknüpfen und ihre individuelle Entscheidung, wie sie ihr Leben gestalten wollen zu respektieren. (vgl. Hinte 1998: 159)

Die Initiatorin erzählt weiter: „Also der Garten hat sowieso extrem viele Sachen zur Verfügung gestellt bekommen. Wir hatten wirklich alle Türen offen. Was weiß ich Kontainer ja, klack (schnippt mit dem Finger) natürlich wird einer zur Verfügung gestellt, natürlich wird der gestrichen und ein neuer Boden hineingemacht. Alles was eigentlich die Gärtnerinnen auch selbst machen sollten, so halt wirklich auch das Wort in den Mund nehmen. Es ist halt einfach ein Kompromissprojekt, die wollten ein Pilotprojekt und Weisgram hat auch gesagt: wenn das funktioniert dann ist er bereit Flächen auch in anderen Bezirken bereit zustellen“ (IV 7: 10)

Das Interesse an einem Gemeinschaftsgarten von Seiten des Bezirks und des Stadtgartendirektors war also sehr hoch. Die Unterstützung mit finanziellen Mitteln erfolgte nicht direkt an die NachbarschaftsgärtnerInnen sondern in Form von Anlage des Gartens mit Trockenmauer, Wasseranschluss und Beeten. Fast entsteht der Eindruck, die öffentliche Verwaltung wollte mitplanen, mitgestalten und mitgärtnern. Doch zeigt die Bewilligung und Unterstützung eines Gemeinschaftsgarten einen sehr hohen Grad an Zugeständnis der Stadt an Partizipation gegenüber der BürgerInnen. Eigenständiges Gestalten durch die Bevölkerung steht an oberster Stelle einer Rangliste der Möglichkeiten der Teilhabe der EinwohnerInnen. Dass es bei Experimenten, wie Pilotprojekte es sind, zu einer langsamen Annäherung der verschiedenen Ausgangspunkte der Beteiligten kommt scheint selbstverständlich. Unterschiedliche Anschauungen können erst in einem Beteiligungsprozess zu Tage kommen.

Über das Projekt Heigerleingarten wurde auch mit Hilfe von Anita Vorerberger medial viel berichtet. Auch hier wurde, der Kompromiss getroffen, dass immer auch GärtnerInnen von Presseterminen erfahren, damit auch sie den Nachbarschaftsgarten vertreten können und er nicht von PolitikerInnen als ihr Projekt verkauft werden kann. Diese Vereinnahmung von politischer Seite, wie von Gartenpolylog befürchtet wurde fand aber nicht statt. Der Garten bezeichnet sich nun als Gemeinschaftsprojekt von Gartenpolylog, Wiener Stadtgärten (MA 42), Bezirksvorstehung 16. und Gebietsbetreuung: Stadterneuerung im 16. Bezirk.

Im Frühling 2008 war alles vorbereitet und der Garten stand bereit um von den GärtnerInnen belebt zu werden. Eine große Bautafel auf der Fläche des zukünftigen Nachbarschaftsgarten informierte über die Möglichkeit der Teilnahme und über die zwei Informationstage, die anfangs März stattfanden. Interessierte konnten sich in Gesprächen und anhand der Fotos des Yppengarten ein Bild machen, was hier alles entstehen könnte. Sehr viele hinterließen ihre Adresse als Zeichen ihres Interesses sich im Nachbarschaftsgarten zu beteiligen. Es waren bei weiten mehr Adressen als freie Beetflächen. (vgl. IV BK: 68) Deshalb kam es zur Entscheidung die 13 Beete zu teilen,



Abbildung 7: Der Heigerleingarten: Rechts die Beete, links die Gemeinschaftsfläche, im Vordergrund das Hochbeet des Pflegeheims

damit mehr Menschen mitmachen können. Per Los wurden die zukünftigen Nachbarschaftsgärtner bestimmt. Etwa 26 Parteien, meist Familien mit sehr kleinen Kindern bekamen neben einigen Institutionen, die direkt angesprochen wurden ob sie an einer Beteiligung interessiert seien ein etwa 6 m<sup>2</sup> großes Beet. Mit den Organisationen hofften die Initiatorinnen eine intergenerative GärtnerInnenschaft, von kleinen Kindern bis ganz alten Menschen in den Garten zu bekommen. (vgl. IV BK: 60) (siehe auch Kapitel GärtnerInnen und Erklärungsvarianten für Freiwilligenarbeit...)

Die partizipierenden Organisationen sind: Das Haus der Barmherzigkeit – ein Pflegeheim für SeniorInnen, die Julius Meinl Schule, der Kindergarten Seeböckstraße, und das Nachbarschaftszentrum des Wiener Hilfswerk. Eine asylwerbende Familie wurde über die Caritas vermittelt. Ursprünglich war noch ein Jugendzentrum dabei, das seine Fläche nun aber zu anderweitigen Nutzung wieder zurück gegeben hat. Ein Hochbeet im Eingangsbereich des Gartens ist mit Betonfließen umlegt, damit die PatientInnen des Pflegeheims, die es bewirtschaften auch mit Gehhilfen und Rollstühlen erreichen können. (siehe Kapitel Gartentherapie) Gleich daneben liegt ein kleines Beet des Kindergartens. Die Kindergärtnerin und die Ergotherapeutin des Pflegeheim wollen im Frühling über gemeinsame Nutzungszeiten diskutieren, da die Pflegebedürftigen besonders auf kleine Kinder reflektieren. Die Schule hat im hinterem Teil des Gartens in ihrem Beet Kartoffeln gesetzt. Durch das Nachbarschaftszentrum wurde noch zwei Familien mit Migrationshintergrund ein Stück Beet vermittelt, eine weitere Fläche bewirtschaftet das Nachbarschaftszentrum gemeinsam mit BesucherInnen des Zentrums. Den meisten

Kontakt zwischen GärtnerInnen und Organisationen gibt es mit dem Nachbarschaftszentrum, in dem bei Schlechtwetter auch die Gartentreffen stattfinden und mit den Gartentherapiegruppen des Pflegeheims. (vgl. IV I: 17 – 24) An einem Gartentreffen im Oktober nahmen auch Vertreterinnen des Pflegeheims, des Kindergartens und des Nachbarschaftszentrum teil. (vgl. tB 4: 1)

Daneben gibt es noch Gemeinschaftsbeete, die an Aktionstagen von vielen GärtnerInnen gemeinsam angelegt wurden. Im April wurden Beerensträucher gepflanzt und im Juni der Gartenzaun mit wildem Wein und anderen Kletterpflanzen berankt, ein Kompostkasten wurde gebaut. Im September wurde gemeinschaftlich Laub gereicht und zwei Blumenbeete angelegt.<sup>12</sup>

---

<sup>12</sup> vgl. <http://www.gartenpolylog.org> [17.12.2008]





**Abbildung 8: Gemeinschaftliches Anlegen eines Blumenbeetes**

Regelmäßig gibt es Gartentreffen der GärtnerInnen bei denen alles Anstehende, zukünftige Aktionen wie Feste und Arbeiten besprochen wird. Zwei Feste initiierte der Nachbarschaftsgarten bereits: ein Eröffnungsfest mit Kaffee und Kuchen, israelischen Kreistänzen und einer Gruppe von Asylwerbern, die für eine Spende trommelten und ein Suppenfest im Herbst, das leider verregnet war und daher im Nachbarschaftszentrum am Stöberplatz stattfand. (vgl. IV 6: 151) Gärtnerisches Know How brachte Frau Zinner von den Blumengärten in Hirschstetten in den Garten, das sehr willkommen geheißen wurde, da einige der frischgebackenen GärtnerInnen noch recht wenig Erfahrung mit Pflanzen, Schädlingen, aber auch Ernten haben. (vgl. IV 4: 67) Sie stand für Fragen von Seiten der GärtnerInnen an einem Gartentreffen zur Verfügung, unterstützte aber auch den Kinderworkshop im April. Diesem Kinderworkshop, der vom Gartentherapeuten Wolfgang Nebrensky initiiert wurde war auch eine Pflanzentauschbörse angeschlossen.<sup>13</sup>

Der Garten ist etwa 1000 m groß, hat einen versperrbaren Container mit gemeinschaftlichen Werkzeug und Gartenliteratur, den die MA48 aufgestellt und bemalt hat. (vgl. Kletzer 2008: 25) Er wird von einem etwa 1 Meter hohen Gartenzaun umschlossen, zu dessen Tor jede/r GärtnerIn einen Schlüssel besitzt und der für alle Vorübergehenden offen ist, sobald sich jemand im Garten befindet. Im hinteren Teil des

<sup>13</sup> vgl. <http://www.gartenpolylog.org> [17.12.2008]

Gartens befindet sich ein Wasseranschluss. Die Gemeinschaftsflächen werden abwechselnd im Radldienst gegossen. Die NutzerInnen jedes Beetes sind eine Woche lang zuständig, dass Schädlinge kontrolliert und Pflanzen bewässert werden.<sup>14</sup> Ein Körberl am Gartenzaun dient zur Spende der Gemüseüberproduktion an PassantInnen. (IV 4: 61)

Nach der erfolgreichen Saison 2008 hat die Bezirksvorstehung dem Nachbargarten angeboten seine Gartenzaun um 5 m zu verschieben und damit die Gartenfläche zu vergrößern. Erste Diskussionen ob diese Fläche mit neuen Beeten, oder einer Wildblumenwiese gestaltet werden soll gab es bereits. Die Entscheidung darüber wird im Frühjahr 2009 gefällt. (vgl. tB 5:27)

## 5. Motivation zur Beteiligung

Zentrales Motiv der GärtnerInnen ist der Spaß und persönliche Nutzen, der sich darin zeigt, dass man ein eigenes Beet zur Bepflanzung oder halbprivaten Aufenthaltsraum im Freien zur Verfügung hat. Das deckt sich mit neueren Forschungen über die Motive sich in der Freiwilligenarbeit zu engagieren. Spaß und eigener Nutzen dominieren die Motive, während altruistische Ziele entweder gleichwertig vorhanden sind oder erst an zweiter Stelle stehen. (vgl. Klages 2002: 92f.)

Dazu meint ein Gärtner: "Den meisten macht die Gartenarbeit durchaus Spaß und ich glaub die machen es ganz gerne einfach." (IV 6: 178)

Die meisten Befragten nennen den Spaßfaktor ganz explizit, bei einigen kommt er erst durch die Analyse der Interviews heraus, wo er latent vorhanden ist. Aber für jede/n ist es ein ganz zentrales Motiv. Spaß macht es die Pflanzen zu beobachten beim Wachsen, im Freien zu in der Erde zu arbeiten, den Erfolg sehen und sich dabei entspannen. Dabei bekommt man den Wechsel der Jahreszeiten mit, kann sich unter die Bäume legen und Leute kennen lernen. Für jede/n bedeutet Spaß haben etwas anderes. „Immer wenn ich darüber erzähle, freue ich mich“, erzählt ein Gärtner. (vgl. IV 3: 136) „Weil es macht schon Spaß mit meinen Kindern dann Beeren abzupflücken“ erzählt er weiter. (vgl. IV 3: 138)

Bei der schrittweisen Zusammenfassung der Codes kristallisierten sich vier Schlüsselmotive heraus. Das Gärtnern, eigene Pflanzen im Freien großziehen, wachsen sehen und ev. beernten als Motiv nennen alle GärtnerInnen. Zweites Schlüsselmotiv, das für alle vier interviewten Eltern wichtig ist, sind die eigenen Kinder, denen Natur und

---

<sup>14</sup> vgl. <http://www.gartenpolylog.org> [28.12.08]

Gärtnern nähergebracht werden sollen. Raumanneignung nennen nur mehr drei Gärtnerinnen als Motiv und der Wunsch nach neuen Kontakten wird überhaupt nur mehr von zwei Interviewten aufgezeigt.

Zentrales Motiv und die Schlüsselmotive der HeigerleingärtnerInnen decken sich mit denen der Berliner GärtnerInnen. (vgl. Rosol 2006: 217f., Madlener 2008: 125 – 131) Auch hier ist der Spaß Faktor zentrales Motiv sich zu beteiligen und das eigene Engagement wird nur solange eingebracht, solange Spaß eventuelle Schwierigkeiten und Frustrationen überwiegt. Spaß stellt auch in Berlin für jede/n etwas anderes dar. Das kann die Gartenarbeit, Teil sein einer Gemeinschaft aber auch Öffentlichkeitsarbeit, Finanzakquisition oder die Wartung von Maschinen sein. (vgl. Rosol 2006: 218) Bei den weiteren Motiven finden sich auch Motive, die im Heigerleingarten nicht vorkommen. Das ist besonders Verantwortungsgefühl für einen Garten in dem man schon ewig ehrenamtlich tätig ist und nur mehr aus Pflichtgefühl weitermacht. Verständlicherweise kommt dieses Motiv im Heigerleingarten, der erst seit einigen Monaten besteht nicht zum Tragen. Auch pädagogische Ziele bekommen im „Biogarten Wartenberg“, ein ökologischer Demonstrationsgarten erwartungsgemäß mehr Gewicht als im Nachbarschaftsgarten Heigerlein. (vgl. Rosol 2006: 227 - 231)

<b>Zentrales Motiv:</b> Spaß, persönlicher Nutzen
<b>Schlüsselmotive:</b> Gärtnern Kinder Raumnutzung Soziales – neue Kontakte, Gruppe, Gemeinschaft
<b>Weitere Motive:</b> Neugier Naturverbundenheit Erholung und Ausgleich zur Arbeit Bewegung im Freien Ökologische und Ökonomische Motive Politische Motive - Pilotprojekt

Abbildung 9: Motive für Beteiligung im Nachbarschaftsgarten. (Adaptiert nach Vorlage von Rosol 2006: 217)

## 5. 1. Gärtnern

Zwei Drittel der befragten Gärtnerinnen kennen einen eigenen Garten aus ihrer persönlichen Geschichte. Bereits die Eltern hatten eine Landwirtschaft oder zumindest einen Garten. Die Sehnsucht wieder von Grünem umgeben zu sein und etwas anzubauen gab den Ausschlag sich um ein Beet zu bewerben, da die eigene Wohnung und der Balkon für die Pflanzen langsam zu klein wurden. (vgl. IV 1: 3, IV 2: 17, IV 4: 67, IV 5: 58)

Eine junge Gärtnerin erzählt: "Erst seit ich in der Stadt bin und merke, dass es nicht so selbstverständlich ist, merk ich's, dass mich doch... Und ich hab halt angefangen mit dem Balkon. Also zuerst eigentlich in der ersten Wohnung wo ich war. Das war so eine Altbauwohnung mit Erker und hohen Räumen, da hab ich sehr viel Pflanzen gehabt. Und wunderbar sind die auch gewachsen, weil auch die Fenster undicht waren und so war es genug feucht drinnen und da hab ich nicht einmal einen Schädling gehabt und dann haben wir diese Wohnung gekriegt mit Balkon und da hat es erst so richtig begonnen, mit Kräutern , halt so ein bissl Topfpflanzen, so Gemüse." (IV 1: 120)

Besonders Eltern mit Kindern, aber auch Einzelstehende wünschen sich einen eigenen Garten, den sie sich aber nicht leisten können. (siehe auch Unterkapitel Segregation) Manche hatten davor einen Schrebergarten, der aber wegen den starren Regeln und dem Streit mit den Nachbarn nicht so geschätzt wurde. Im Nachbarschaftsgarten werden die Menschen als offener und kompromissbereit erlebt. (vgl. IV 1: 158 )

Auch die Liebe zu den Pflanzen kommt in vielen Interviews heraus, so wie auch im Folgenden: "Die Pflanzen gefallen mir immer. Ich hab zu Hause viele Blumen. Mein Mann sagt zu mir: „Schmeiß du uns weg, dann hast du für deine Blumen Platz.“ Aber gefällt mir. Ich weiß nicht warum. Ich habe viele verschiedene." (IV 2: 218)

Eine weitere Gärtnerin, die ursprünglich nur Blumen ansetzen wollte und kein Gemüse erzählt: "Und wenn man da halt, selbst wenn einem die Tomaten nicht besonders, wie ich ja berichtet habe, sind mir meine Tomaten ja eher zugeflogen, dann ist aber zuerst der Hagel und dann das (der Sturm hat einen großen Ast vom Baum gerissen) auf die Tomaten losgebrochen und dann hab ich da auch irgendwie gelitten, dass die da so beschädigt waren. Man fühlt sich ja dann doch den Pflanzerl ja auch verantwortlich und wenn dann irgendwie, irgendjemand die dann mutwillig kaputt macht, ist das auch nicht richtig lustig." (IV 4: 86)

Der Garten verändert die Gefühle der Menschen, vormals unwichtige Tomaten erzeugen Empathie und Mitgefühl bei den GärtnerInnen.



Andere schätzen es nun im Garten, wo mehr Raum zu Verfügung steht als in der Wohnung, ihre Ideen und Kreativität, was das Pflanzen und das Raumgestalten mit Pflanzen betrifft, umsetzen zu können.

Auch das Ernten, Einfrieren und Kochen des selbstgebautes Gemüses ist für viele eine Befriedigung. Biologisches und frisch geerntetes Gemüse schmeckt einfach besser, als schon tagelang auf Lastwagen transportiertes Gemüse, das man im Supermarkt kauft. So meint eine Gärtnerin: „Und wir haben auch Fisolen. Ich habe zweimal gekocht. Wirklich! Wir haben ein Stück Gurke (eine Pflanze), aber wir haben viel gegessen. Nach dem Urlaub fünf Stücke gehabt, so groß. Wirklich! Ich habe gedacht, vielleicht hart geworden. Aber wirklich sehr schmeckt gut, sehr saftig. Ganz anders, ich weiß nicht warum. Vielleicht (weil) wir haben selbst gemacht.“ (IV 2:11) Subsistenzwirtschaft, Gemüseproduktion für den Eigenbedarf ist für manche ein Motiv, das durch die Beetgröße sehr begrenzt ist. (vgl. IV 2: 6 – 8)

Einige der GärtnerInnen haben noch wenig Erfahrung mit Pflanzen und Gärtnern. So wurde auch immer wieder übersehen, dass Gemüse schon reif ist. Reife Tomaten fielen auf den Boden und verfaulten, Salat wuchs aus. Über weitere Ursachen wurde spekuliert, wie beispielsweise, dass manche nur Gemüse aus dem Supermarkt kennen und wenn einmal die Form nicht perfekt ist, oder eine Stelle einen Fleck hat, das Gemüse auf den Kompost geschmissen wurde. Gründe könnten aber einfach auch eine Überproduktion sein. Dafür wurde ein Gemüsekißl am Zaun aufgehängt, wo jede/r GärtnerIn seine/ihren Überschuss für Vorbeigehende deponieren konnte.

Gärtnern fördert das Selbstbewusstsein. Man ist stolz, wenn aus den Pflanzen, die man setzt, hegt und pflegt auch etwas wird und sogar Gemüse geerntet werden kann.

„Und es fasziniert mich halt, das zu beobachten, wie das von einer kleinen Pflanze dann größer wird und einfach zu schaun: wird's was, wird's nix, einfach ein bissl zu experimentieren. Also das wollte ich einfach mal ausprobieren, ob ich das auch schaff, irgendetwas heran zuziehen“. (IV 1: 50)

Stolz sind die GärtnerInnen auf sich selbst und Bewunderung bekommen sie voneinander für die schönen Pflanzen. Viele erzählen, dass sie gern mit der Beethachbarschaft an den Beeten entlang wandern und sich darüber austauschen, was gut gelingt und was weniger. Eine andere Gärtnerin meint, dass sie stolz ist, ihren Kindern selbstgezogenes Gemüse zu servieren. (vgl. IV 2: 71-74) Das ursprüngliche Motiv Gärtnern trägt Früchte und führt zu Handlungskompetenz und Selbstbewusstsein.

Gärtnern bietet einen Ausgleich zum Alltag. Gerade Menschen, die tagsüber einer sitzenden Tätigkeit nachgehen, empfinden es als wohltuend sich im Freien zu bewegen. Eine Gärtnerin antwortet: „Was er mir bedeutet? Der bedeutet mir eine Bereicherung von meinem Alltag, weil ich da im Sommer hingehen kann und ein bissl zupfen und gießen, also mit den Pflanzen beschäftigen. Ah, es ist eine Bereicherung, eine Abwechslung.“ (IV 5:88)



**Abbildung 10: Mischkultur im Heigerleingarten**

Gärtnern wird auch als friedvolle Arbeit gesehen, ein Kontrast zum hektischen Alltag. Man wird ruhiger, entspannt und kann sich erholen und Energie danken „Ich seh das Gärtnerische immer so als Nebenbeieffekt, der sehr schön ist und angenehme wohltuende, fast therapeutische Wirkungen so auf einen selbst hat, halt auf die Menschen selbst, die halt gärtnern, oder mit Erde zu tun haben, schmutzige Hände zu haben, oder was auch immer.“ (IV 7:17) Im Garten kann man gedanklich abschalten, sich erholen und in dieser Situation der Muse, kann es passieren, dass man von „ihr geküsst wird“. Kreative Gedanken entstehen, die Lösung von Alltagsproblemen entsteht im Kopf fast von selbst. Die Wichtigkeit von Schwierigkeiten kann sich relativieren. (siehe auch Kapitel Gartentherapie)

Ihre Freude an dem eigenem Beet beschreibt eine Gärtnerin so: „Gefällt mir immer, mit der Erde zu spielen. So wie Spiel das, wenn etwas wird groß, natürlich gefällt immer sehr.“ (IV 2: 17)

## 5. 2. Kinder

Für Eltern mit Kindern stellt das Bedürfnis den Kindern Natur näher zu bringen in einer Großstadt, wo sie mit Grün wenig in Berührung kommen, ein zentrales Motiv dar sich für ein Beet im Nachbarschaftsgarten Heigerlein zu bewerben.

„Garten wäre immer was Schönes. Wo man halt selber was anpflanzen kann und auch für die Kinder, grad für die Tochter war das echt wahnsinnig toll. Weil am Anfang die Pflanzen einpflanzen, dann gießen und sehen wie sie wächst. Das ist schon ein wahnsinniges Erlebnis für ein Kind auch. Ja, das find ich schon wahnsinnig toll. Das hat man normal in der Stadt gar nicht so oft, außer man hat ein Haus mit Garten ein bisserl außerhalb, aber so zentral. Das ist schon toll für Kinder.“ (IV 6: 56)

Gerade im Nachbarschaftsgarten Heigerlein, wo sehr viele Familien mit Kindern teilnehmen, ist die Vermittlung von Natur den eigenen Kindern gegenüber ein großes Bedürfnis der Eltern.

„Das war so der Eindruck, vor allem bei dem ersten Treffen da in der Gebietsbetreuung und dann viele mit Kindern, die gern hätten, dass die Kinder das mitkriegen. Das ist bei mir natürlich auch ein Motiv, dass man Natur erfahrbar macht.“ (IV 5: 62)

Kinder lernen im Garten ganz nebenbei und selbstverständlich am Verhalten ihrer Eltern Rücksichtnahme auf Schwächere. Im Garten ist das ein vorsichtiger Umgang mit Pflanzen, dass sie nicht niedergetreten werden, dass sie Wasser brauchen um zu leben und zu wachsen. Sie lernen den vorsichtigen Umgang mit einem Schmetterling, dessen Flügeln nicht berührt werden dürfen, denn sonst kann er nicht mehr fliegen.

„Aber zumindest mutwillig zerstört hat noch niemand (kein Kind) etwas. Die (Kinder) sind einfach so bei der Sache, dass der Respekt dann da ist.“ (IV 1: 156)

Ein weiterer Gärtner antwortet auf die Frage, ob seine zweijährige Tochter nicht in die Beete hineinläuft: „Nein, nein. Das war eigentlich von Anfang an kein Problem. Das hat sie sofort geschnallt, dass das ein Beet ist und man da nicht reinsteigen darf. Das war überhaupt nie ein Problem.“ (IV 6: 117)

Garten wird benannt als etwas, das Kinder und Eltern gleichermaßen interessiert. Damit haben Eltern eine Beschäftigung gefunden, der sie gemeinsam mit ihren Kindern nachgehen können und dabei die Gemeinschaft mit ihren Kindern erleben können. Das gilt im besonderen Ausmaß auch für Elternteile (meist Väter), die getrennt von ihren ehemaligen PartnerInnen leben und zu denen die eigenen Kinder nur auf Besuch kommen.

Eine Gärtnerin erzählt, dass sie mit den Kindern nach der Schule, wenn diese etwas unternehmen wollen, in den Garten geht. „Die Kinder haben gesagt: Mama das kann

man machen, Mama dies kann man machen (diese und jene Pflanzen ansetzen). Wir haben immer zusammen angebaut und natürlich gefällt immer zusammen. Ich bin nie allein dorthin gegangen, immer mit den Kindern gegangen.“ (IV 2: 74)



**Abbildung 11: Entspanntes Beetbearbeiten von Mutter und Sohn**

Auch Flores beschreibt Gärten als: “One of the best places to connect with children. Gardens are full of wonder, and wonder is what leads to knowledge.” (Flores 2006: 291) Sie erzählt, wie sie vor den Augen eines zweijährigen Buben eine Karotte aus der Erde zieht und ihm seine Augen dabei fast übergehen vor Staunen. Seither isst er liebend gern Karotten. Sie meint aber auch: “Children are often more open to a deep connection with nature than adults are, and you may find that your children are teaching you far more than you are teaching them. Children can help bridge the gap between adults and nature. They can be the ambassadors of plant world, helping us renew our connection with nature and reminding us of the childlike mind we once enjoyed.” (Flores 2006: 292) Im gemeinsamen Erleben von Garten wird nicht nur Kindern der Kreislauf der Natur vermittelt, sondern auch sie können ihren Eltern helfen wieder einen verschüttet gegangenen Zugang zu Natur zu finden.

Kinder lernen durch Nachahmen. Sie lieben es in der Erde zu graben wie ihre Eltern das tun. „Die sind total begeistert, die Kinder. Die machen so gern mit. Die tun immer gießen und mit so kleinen Schauerln.“ (IV 1: 154)





**Abbildung 12: Kinder lernen durch Nachahmen**

Und die Eltern schätzen den Freiraum etwas zu tun, wo nebenbei das Kind noch leicht beaufsichtigt werden kann: „Ja, es ist im Sommer total nett und ich mach die Arbeit eigentlich sehr gern dort. Die Tochter (Name ersetzt), die wollte am Anfang überhaupt nur gießen gehen. Mit der Gießkanne oder dem Gartenschlauch“ (IV 6: 17) Durch den Gartenzaun können kleine Kinder, solange sie das Tor noch nicht öffnen können, nicht auf die Straße laufen, was für Eltern entspannend sein kann, weil sie ihr Kind auch einfach mal laufen lassen können.

„Kinder gehören auch an die frische Luft“. Das schwingt in vielen Aussagen von Eltern latent mit. So wird der Garten als ein Ziel für einen Spaziergang (den man machen muss, damit das Kind an die frische Luft kommt) geschätzt. Eine Familie hat im Sommer ein aufblasbares Planschbecken für ihr Kind im Container gelagert. Wenn es warm genug war, wurde es mit Wasser befüllt. Gerade Eltern mit kleinen Kindern sind nicht so mobil und daher auf ein freundliches Wohnumfeld angewiesen, das alltägliche Bedürfnisse befriedigt. Das zeigen auch die Studien von Rosol über Berliner Gemeinschaftsgärten. Ein nutzbarer Garten in der Wohnumgebung erhöht besonders für Familien mit unter sechsjährigen Kindern die Lebensqualität. (vgl. Rosol 2006: 222)

Der Nachbarschaftsgarten Heigerlein bietet auch für kleine (Einzel-) Kinder, die noch nicht in den Kindergarten gehen, Kontaktmöglichkeiten mit Gleichaltrigen. Ein Vater

erzählte, dass auch seine Tochter deshalb in den Garten gehen wollte. „Eine Zeitlang ist sie sogar extra. Da hat sie immer gesagt: Kinder oder Baby. Sie steht sich's sehr auf Baby in ihrem Alter. Ja, da hat sie schon immer nachgefragt, ob auch Kinder oder Baby da sind. Aber es waren schon immer einige da.“ (IV 6: 34 –37)

Nicht zuletzt schätzt eine Mutter den Garten im Vergleich zum Spielplatz, weil sie endlich auch über etwas anderes reden kann als über die Fortschritte, die ihr Kind macht. Nicht nur ihrem Kind etwas beizubringen ist ihr Motiv für die Gartenbeteiligung.

„Da Leute zu treffen, mit denen man auch was zu reden hat, die sich, was bei mir jetzt dazu kommt über Dinge reden, die jetzt nicht das Kind betreffen. Weil man als Jungmutter zwar viele Sozialkontakte am Spielplatz haben kann, aber das geht halt immer nur ums Kind. Was kann deins? Meins kann das schon. Und so steht man vor dem Beet und selbst die besten Mütter haben die schlechtesten Karotten. Oder umgekehrt, weil's die Natur irgendwie, so als Regulativ.“ (IV 5: 92)

### **5. 3. Raumnutzung**

Die Untersuchungen von Marit Rosol in Berlin zeigen, dass raumbezogene Motive sich an einem Gemeinschaftsgarten zu partizipieren durch erlebte Mängel und Defizite, was Grünflächen in der näheren Wohnumgebung betrifft, entstehen. (vgl. Rosol 2006: 220 – 222)

Das kann für den Nachbarschaftsgarten Heigerleinstraße nicht zutreffen. In etwa sieben Minuten Gehentfernung liegt der große Kongresspark. Für einen längeren Spaziergang bietet sich das ca. zwei Kilometer entfernte Erholungsgebiet Steinhof und der dahinterliegende Wienerwald an. Trotzdem benennen die GärtnerInnen von Heigerlein Mängel und Defizite als Motivauslöser zu einer erweiterten Raumnutzung. Die Mängel liegen zumeist in der eigenen Wohnung, die keinen Balkon und keinen Garten hat, oder deren Fenster nur in eine Richtung gehen und dadurch schwer lüftbar ist, was im Sommer bei Hitze einen entscheidenden Nachteil darstellt.

Eine Gärtnerin vermutet zu kleine Wohnungen bei den MitgärtnerInnen als Motiv sich vermehrt im Garten aufzuhalten: „Und die hab ich auch gesehen, grad die Migrantenfamilien, die haltet sich auch mehr da auf. Bei denen habe ich das beobachtet, dass die auch mehr draußen sind. Vielleicht eh, weil's beengte Wohnverhältnisse haben zum Teil. Und auch im Sommer haben sie sich da zusammengesetzt und haben so Jause gemacht, was halt von den anderen ned so , was ich nicht so beobachtet hab.“ (IV 1: 216) Das mag aber auch daran liegen, dass vermehrt Menschen aus dem islamischen Raum, aus dem Nahen Osten Familienpicknicks sehr schätzen und sie fixer Bestandteil

des typischen Freitagsausflugs sind. (vgl. Fartacek 2003: 198 – 200) Ist keine Zeit für einen Ausflug, kann sich der Nachbarschaftsgarten mit seinen Schatten spendenden Bäumen hervorragend für ein Picknick eignen.

Aber auch ÖsterreicherInnen schätzen den Garten um sich darin mit FreundInnen zu treffen, eine Hängematte zwischen den Bäumen zum Lesen aufspannen, oder auch um einfach einen Grund zu haben hinauszugehen. „Ja, und ich bin halt einfach gern draußen, das hat sich dann dadurch, dass ich jetzt einfach einen Anreiz habe nach der Arbeit auch noch raus zu gehen, ist es halt einfach irgendwie nicht schlecht, also halt mehr outdoor sein.“ (IV 1: 48)

Fast alle der interviewten NachbarschaftsgärtnerInnen kommen ursprünglich vom Land und sind gewohnt mehr Raum zur Verfügung zu haben und auch mehr Zeit im Freien zu verbringen, als das StadtbewohnerInnen gewöhnlich tun. Gerade für Menschen, die auf einer Landwirtschaft groß geworden sind, ist biographisch Hinausgehen mit Arbeit verbunden und diese Verbindung finden sie auch im Garten vor. Sie können die frische Luft genießen und trotzdem nützlich und tätig sein.

„Weil mir liegt halt auch ganz viel daran, dass das auch ein wohnortnaher Garten für mich jetzt ist“ (IV 7: 9) Um den Garten auch regelmäßig nutzen zu können ist es wichtig, dass er sich im unmittelbaren Wohnumfeld des/r GemeinschaftsgärtnerIn befindet. Das betrifft nicht nur Eltern mit kleinen Kindern oder auch ältere Menschen, die einen eingeschränkten Aktionsradius haben, sondern alle NachbarschaftsgärtnerInnen, da die Pflanzen der regelmäßigen Pflege bedürfen und neben einem Berufsalltag wenig Zeit und Energie bleibt um weite Strecken zu bewältigen. „Eine größere Entfernung wäre für die meisten demotivierend. (...) Eine größere Entfernung wird nur in Kauf genommen, wenn das Projekt besonders attraktiv erscheint oder sonst keine Möglichkeit zum Gärtnern gegeben ist (...) Doch auch dort scheinen die aktivsten GärtnerInnen diejenigen zu sein, die in der Nähe wohnen.“ (Rosol 2006: 221 –222)

Wichtig scheint auch der halbprivate Rahmen zu sein, in dem sich ein Nachbarschaftsgarten befindet. Eine Gärtnerin meint: „Man kann sicher in einen Park auch wo hingehen, aber da ist es doch auch ein bissl abgeschiedener.“ (IV 1: 56)

Die Möglichkeit den Raum zu gestalten in seinem Aussehen und seinen Nutzungsbedingungen schafft höhere Identifikation und damit auch eine Bevorzugung anderen Freiräumen gegenüber.

„Bei mir auf jeden Fall: nämlich eine ungleiche Raumnutzung in der Stadt. Ich mein es gibt sicher Parks und Wiesen in meiner Umgebung, die ungleich schöner sind. Aber es ist völlig was anderes des zu nützen oder dieses Gemeinschaftsgartending“ (IV 4: 80)

Auf die Frage, warum das so sei, antwortet die Interviewpartnerin: „Ja, weil ich mich dem verantwortlich fühle. Ich sehe mich als Teil dieses Projekts. Also weder der Platz noch das Projekt gehören mir, so sehe ich das auch nicht, sondern ich bin Teil davon. Ich kann dran partizipieren. Ich könnte mich aktiv einbringen und sagen: diese Regeln gefallen mir nicht. Und im Park kann ich nicht einfach sagen: Ich will nicht, dass sie da sitzen und herumschreien. Aber wenn das im Garten passieren würde, könnte ich sicher durchaus sagen: Sind Sie der Meinung, dass das durchaus notwendig ist, was Sie da machen?“ (IV 4: 83)

Für andere GärtnerInnen ist dieser halb private halb öffentliche Raum noch zu öffentlich um sich ganz wohl zu fühlen. Sie bleiben sichtbar und auch ansprechbar, wenn sie sich im Nachbarschaftsgarten aufhalten. Weil der Nachbarschaftsgarten für Wien etwas Neues darstellt, ist er im vermehrten Interesse der PassantInnen. Immer wieder werden GärtnerInnen angesprochen, fast jede/r Vorbeigehende schaut in den Garten hinein. (vgl. tB: 2: 8, tB 3: 19) Über die Schwierigkeiten, die das für manche GärtnerInnen darstellt, berichtet eine der Initiatorinnen: „Was es bedeutet auch im öffentlichen Raum da zu gärtnern, zu wem in Kontakt zu kommen. Es ist zwar ein Zaun, aber natürlich sie werden die ganze Zeit angesprochen. Wenn da jemand sehr zurückhaltend ist von seiner Persönlichkeit her, ja, da muss man über den eigenen Schatten springen und einfach kommunizieren mit jedermann und jeder Frau, die da irgendwas zu melden hat über den Gartenzaun. Und viele fühlen sich jetzt wie so in einer Art Käfig. Man wird auch beobachtet, was man da jetzt tut. Damit muss man auch klar kommen. Also es gibt sicher auch einige Leute, die sich da ganz schwer tun. Und einfach sichtbar zu sein, sichtbar zu sein im öffentlichen Raum. Und das ist natürlich auch ein Lernprozess für viele und die haben auch nicht so gewusst, worauf sie sich da einlassen auch.“ (IV 7: 21)

## **5. 4. Soziale Kontakte**

Drei von den sechs interviewten NachbarschaftsgärtnerInnen nannten die Neugierde auf neue Menschen als ein Motiv sich für die Teilnahme im Garten zu bewerben. Andreas Dörner und Ludgera Vogt beschreiben, dass besonders ältere Menschen, die in Pension gehen oder längere Zeit erwerbslose Personen sich aktiv ehrenamtlich engagieren um damit eine Art von „Statusbewahrung“ zu erreichen. Die Arbeitslosigkeit und der Pensionsschock „kann aus der Sicht einiger Akteure mit Hilfe einer freiwilligen Tätigkeit besser bewältigt werden, weil man hier nicht nur wieder in eine regelhafte und als



sinnvoll erfahrene Tätigkeit hineinkommt, sondern auch die mit einer Erwerbstätigkeit üblicherweise verbundenen sozialen Kontakte genießen kann. Man hat wieder das Gefühl gekannt und gebraucht zu werden.“ (Dörner/Vogt 2008: 136)

Dieser Hintergrund dürfte im Nachbarschaftsgarten Heigerlein nicht zum Tragen kommen, da hier keine älteren Menschen tätig sind, ausgenommen den PatientInnen des Pflegeheims: Haus der Barmherzigkeit. Auf die Frage, ob es arbeitslose GärtnerInnen im Nachbarschaftsgarten gebe, kam die Antwort, dass es einen Mann gebe, der aber nur sehr selten im Garten angetroffen wird. Die einzige der interviewten GärtnerInnen, die zum Zeitpunkt des Interviews keiner Erwerbsarbeit nachging, nannte als nachrangiges Motiv: neue Menschen kennen zu lernen.



**Abbildung 13: Durch gemeinsames Arbeiten kommen Menschen auf einer ganz anderen Ebene in Austausch**

Die Neugierde der HeigerleingärtnerInnen bezieht sich auf die gruppendedynamische Entwicklung ihrer Gemeinschaft. (vgl. IV 5: 65) Außerdem interessiert sie der Kontakt mit Menschen, die sie in ihrem alltäglichen Leben nicht kennen gelernt hätten. „Was mir sehr gut gefällt an diesem Gemeinschaftsgarten ist so dieses Interkulturelle. Da war schon ein toller Austausch. Das hat mir schon gefallen. Ich hab mit Familien reden können, wo ich sonst halt nicht soviel Kontakt hätte. Und das hat mir sehr gut gefallen.“ (IV 3: 100)

Die Verbindung von gärtnern mit Gesellschaft nennt eine Gärtnerin indirekt als Motiv, wenn sie erzählt: „Und was mir besonders daran gefällt ist, dass es halt nicht in einen

Einfamilienhaus mit Zaun rundherum ist. Meine Schwester wohnt in so einem Haus in Wien mit Garten, Garten Haus Zaun. Und die sitzt halt dort und kommt mir sehr einsam vor. So in diesem öffentlichen Raum mit Gemeinschaft ist es mehr erfüllend, mehr befriedigend.“ (IV 5: 58)

Gemeinschaftsgärtnern als Erweiterung des persönlichen sozialen Umfelds. Das kommt besonders bei Übersiedelungen zum Tragen, wenn im neuen Wohnumfeld niemand bekannt ist. So erzählt ein Gärtner: „Und in der Nähe meiner Wohnung auch etwas zu haben was mich mehr mit meinem Bezirk verbindet. Das war mir schon wichtig. Weil ich fühl mich dadurch auch mehr zu Hause in Ottakring. Weil ich bin noch nicht so lang im 16. Bezirk. Ich hab vorher im 18. Bezirk gewohnt und irgendwie hab ich das Gefühl, ich bin jetzt ein Stückl mehr verwurzelt, weil ich dadurch auch mehr Kontakt hab mit den Leuten, die in der Umgebung wohnen. Das ist schon eine nette Geschichte, finde ich.“ (IV 3: 104) Verwurzeln im fremden Ottakring wird hier, nicht wie durch die Literatur von Christa Müller erwartet von MigrantInnen genannt, sondern von dem einzigen Interviewpartner, der auch ursprünglich aus Wien kommt.

## **5. 5. Motivationstypen**

Um die GärtnerInnen und ihre Zugangsvorstellungen besser verstehen zu können wird in diesem Kapitel versucht Gemeinsamkeiten herauszufinden und zwei verschiedene Motivationstypen heraus zu arbeiten. Ziel dieser Typenbildung ist die Strukturierung und Generalisierung von Motivationskategorien, ihre Verdichtung und der Versuch typische Kombinationen bei den Motiven zu entdecken. Dabei dienten die Interviews als Grundlage. In einem ersten Schritt wurde für jede Person ein Hauptmotiv gefunden. Danach wurden nochmals alle als Motiv kodierten Stellen und in einem weiteren Schritt die gesamten Interviews gelesen und alle Aussagen, die mit Motivation oder Gartennutzung im weiteren Sinne zu tun hatten, gewichtet. Ebenso wurden Beruf, Herkunft, durchschnittliche Gartennutzung pro Woche und zukünftiges Engagement für den Garten in Form von freiwilliger Meldung für eine spezielle Aufgabe der einzelnen Personen verglichen um herauszufinden, ob vermehrt Gemeinsamkeiten bei den verschiedenen Motivationstypen auftauchen. Die sich in diesem Prozess heraus kristallisierten Kategorien wurden nochmals überprüft auf ihre Stimmigkeit und der Zuordnung der einzelnen Personen. Da Typenbildung immer auch mit Reduktion von Daten einhergeht, finden sich in den einzelnen Kategorien nicht alle Motive der GärtnerInnen, sondern nur die hauptgewichteten. Ein ähnliches Verfahren hat Marit Rosol angewandt, das hier etwas verändert übernommen wurde. (vgl. Rosol 2006: 227 – 230)

### **5. 5. 1. Typ 1: Die Naturverbundenen-Gestaltenden**

Diese Gruppe ist die Größte der interviewten NachbarschaftsgärtnerInnen von Heigerlein. Ihre Mitglieder sind alle weiblich, alle kommen vom Land und haben einen eigenen Garten von ihrer Ursprungsfamilie kennen gelernt. Sie sind naturverbunden, wie das eine Gärtnerin ausführt: „Ja, es entspricht meinem doch sehr naturnahem Wesen, meiner Sozialisation naturnah. Ich beobachte das einfach gern. Man kriegt auch so einen Wechsel der Jahreszeiten wieder bewusster mit.“ (IV 5: 92) Die Möglichkeiten, die das Land bietet, gehen ihnen ab.

„Früher hat's (das Gärtnern) mich auch nicht so interessiert, muss ich sagen. Erst seit ich in der Stadt bin und merk, dass es nicht so selbstverständlich ist“ (IV 1: 119)

Sie sind gern im Freien, an der frischen Luft, ob für ein Picknick oder zum Bewirtschaften ihres Beetes. „Ja ich bin erstens gern draußen, ich arbeit auch gern mit den Händen, also auch ein bissl was Manuelles, halt und es fasziniert mich halt, das zu beobachten, wie das von einer kleinen Pflanze dann größer wird und einfach zu schau'n: wird's was, wird's nix, einfach ein bissl zu experimentieren, also das wollte ich einfach mal ausprobieren, ob ich das auch schaff, irgendetwas heran zuziehen.“ (IV 1: 49)

Für sie bedeutet Garten sehr stark auch Gemüseproduktion. Nicht nur Pflanzen, Pflegen und Ernten interessiert sie, sondern auch das Verkochen und Haltbarmachen wie Einfrieren, Einlegen und Trocknen. Eigenes Gemüse als Beitrag zu einer gesunden, schmackhaften und frischen Ernährung spielt eine Rolle. Dabei sind sie am Austausch mit anderen Menschen interessiert. Sei es um über die besten Anpflanzmethoden, Schädlingsbekämpfung zu reden, um gemeinsam die Beete zu bewundern oder sich über (internationale) Kochrezepte auszutauschen. Die Gemeinschaft und eine Nachbarschaft, in der man sich wohl fühlen kann, ist ihnen wichtig. „Ich find's auch so viel lustiger. Wie wir am Samstag diese Gemeinschaftsaktion gehabt haben, das ist ja , wenn man das allein machen müsst, wär's auch irgendwie fad und so hat man halt erstens die Gemeinschaft und ich find es macht auch mehr Spaß, als wenn man einfach nur hinget und aberntet und wieder geht. Man trifft wie gesagt immer jemanden. Es ist halt so, wie wenn man am Land wohnt und in der Gasse jemanden trifft und a bissl redet. So kann ich's vergleichen jetzt.“ (IV 1: 51)

Die Gemeinschaft ist ihnen nicht nur wichtig, sie engagieren sich auch für sie. Für kommende Saison wurde ein Aufgabenplan erstellt um die InitiatorInnen zu entlasten und um die Nachbarschaftsgartengruppe in die Selbstverwaltung zu führen. Alle Gärtnerinnen, die nun dem naturverbundenen-gestaltenden Motivationstyp zugerechnet werden, übernehmen freiwillig Aufgaben, die entweder öffentlich bei einem Gartentreffen

vergeben wurden oder in Form von inoffiziell Unkraut jäten und Gießen für die Beete des Kindergartens, des Pflegeheims und der Kindertorte. (vgl tB 4: 17 - 19, IV 2: 124 – 128) Eine übernimmt Aufgaben zur Förderung des Zusammenwachsens der Gartengemeinschaft durch monatliche Aktionen. Sie sorgt dafür „dass man sich einfach trifft und dadurch sichtbarer wird und lebendiger wirkt, auch nach außen. Nicht dass sich alles nur aufs Gärtnern reduziert. Nicht dass dann alle hingehen und froh sind über ihren eigenen Salat und wieder verschwinden, sondern dieses Gemeinschaftliche immer wieder in Erinnerung gerufen wird. Wir sind eben keine Schrebergärtner.“ (IV 5: 170)

So sie Kinder haben, ist ihnen die Einbeziehung der Kinder und die Vermittlung von Natur ein Anliegen. Beruflich konnten keine Gemeinsamkeiten entdeckt werden.

#### Untergruppe: Gemeinschaftsinteressierte

Auch hier ist Gemeinschaft und Gärtnern das ausschlaggebende Motiv für die Bewerbung um ein Beet des Nachbarschaftsgarten, allerdings mit dem Schwerpunkt auf Menschen in der neuen Wohnumgebung kennen lernen. Dieser Untergruppe ist nur ein Gärtner zuzurechnen. Hier handelt es sich um einen Städter, für den Gärtnern Neuland darstellt und der das Gemüse auch nicht in dem Ausmaß nutzt, wie es die Naturverbundenen-Gestaltenden tun. Er hält sich auch deutlich weniger oft im Garten auf. Die Einbeziehung der Kinder in die Gartenarbeit und –nutzung ist ihm wichtig, genauso schätzt er auch die Kontakte, zu Menschen, mit denen er üblicherweise weniger oft in Berührung kommt (internationaler Austausch).

#### **5. 5. 2. Typ 2: Die FreiraumnutzerInnen**

Für die RaumnutzerInnen ist die Aneignung von Freiraum ein wichtiges Ziel. Keine/r kommt aus Wien und sie schätzen es „Fläche zu nutzen im Freien“ (IV 4: 18)

Der Garten bietet die Möglichkeit der Hitze der Stadt durch die Versiegelung etwas zu entkommen.

„Das ist schon ein wahnsinniger Pluspunkt einfach von der Lebensqualität. Im Sommer war's einfach supa. Dort kann man sitzen, dort ist es schattig. Es ist gleich um einiges kühler als da am Beton.“ (IV 6: 16)

Hier kann man mit der Familie sitzen, Kleinkinder geschützt durch den Gartenzaun frei herum laufen lassen, eine Hängematte aufhängen oder ein Planschbecken aufstellen oder auch Freunde treffen ohne in einem Gastgarten etwas konsumieren zu müssen.

Diese Möglichkeiten werden mit der Familie oder mit Freunden genutzt. Die Gemeinschaft der NachbarschaftsgärtnerInnen ist eher weniger wichtig.

„Es ist nicht mein Ziel gewesen gemeinschaftlich zu gärtnern, sondern ich wollt an Garten haben und ich nehm einmal an, die meisten anderen haben zumindest ursprünglich wohl

eher das Gärtnern und nicht das gemeinschaftliche Gärtnern glaub ich als Ziel gesehen. Und bei mir ist es noch immer so.“ (IV 4: 18)

Ein eigener Garten bleibt Traum, da er nicht leistbar ist. Doch auch die Vorteile eines Gemeinschaftsgarten werden geschätzt: „Und einen Gemeinschaftsgarten – im Nachhinein hat sich für mich herausgestellt, dass der eigentlich mehr Vorteile hat, als wenn man einen eigenen Garten hat. Also das Gartenamt ist wirklich sehr fleißig. Die mähen da brav und bei Sturmschäden, da war einmal ein starker Sturm und sie sind relativ flott gekommen und haben da ganz toll aufgeräumt. Das hätte ich bei einem anderen Garten nicht. Also das ist durchaus auch ein Service, das man bei einem normalen Garten nicht hätte.“ (IV 6: 57)

Sie beteiligen sich an der Gemeinschaft, kommen zu Gartentreffen und Festen. Teilweise übernehmen sie auch fixe gartenbezogene Aufgaben für die Gemeinschaft und manche gehören der „aktiven Kerngruppe“ der GärtnerInnen an. Die weniger starke Bindung an die Gruppe der GemeinschaftsgärtnerInnen könnte bei manchen auch daher rühren, dass die Interessen von Eltern mit Kindern häufig andere sind, als die von Alleinstehenden und die Mehrheit der GärtnerInnen Kinder haben. „Aber zum Beispiel die Ausrichtung von Festen auf die Bedürfnisse von Kindern, die sehe ich natürlich ein, aber das sind nicht meine Bedürfnisse. Nur um den Garten zu haben nehme ich das gern in Kauf.“ (IV 4: 20)

Gemeinschaft wird teilweise nicht als Erweiterung, sondern als Einschränkung der persönlichen Gestaltungsmöglichkeiten gesehen. „Da gibt’s dieses tolle Angebot und da muss man sich schon irgendwie zurückstellen, in dem wie man seine Umgebung gestalten würde, wenn’s nur sich selber gehört.“ (IV 4: 23)

Alle RaumnutzerInnen haben studiert, aber in Bezug auf eigene Kinder, Gartenerfahrung und Gartennutzungshäufigkeit sind sie sehr heterogen.

Die im Heigerleingarten gefundenen Kombinationen von Motiven unterscheiden sich etwas von Rosols erforschten Motivationstypen. Die von ihr herausgearbeiteten pädagogischen GärtnerInnen sind in Heigerlein nicht zu finden, außer man sieht von den (vermuteten) Motiven der hauptamtlichen TherapeutInnen des Pflegeheims ab. Auch bei der interviewten Initiatorin dürften pädagogische Ziele, wie Selbstermächtigung, Leute motivieren sich Freiraum zu nehmen und gestalten im Vordergrund stehen. Ebenso sind „die Treuen“ in Heigerlein nicht zu finden. Das sind Menschen über 60 (diese Altersgruppe kommt bei den freiwilligen GärtnerInnen in Heigerlein nicht vor) die trotz Frustration und Negativerfahrungen ihrem Garten die langjährige Treue aus einem

Verantwortungsgefühl und Identifikation mit der Fläche heraus halten. Da der Heigerleingarten erst seit einer Saison besteht, kann es auch noch keine langjährig „Treuen“ geben. Im Unterschied zum Nachbarschaftsgarten Heigerlein haben die „durch gesellschaftliche Freiräume Motivierten“ in Berlin großes Interesse an der Gemeinschaft. Das mag aber auch hier an der kurzen Dauer des Bestehens des Heigerleingartens liegen und ist vermutlich noch großen Veränderungen unterworfen. (vgl. Rosol 2006: 230 – 235)

## **6. Die GärtnerInnen und Erklärungsvarianten für Freiwilligenarbeit im Nachbarschaftsgarten Heigerlein**

### **6. 1. Die GärtnerInnen**

Die Mitglieder des Nachbarschaftsgarten sind eher jung bis etwa fünfzigjährig. Die Mehrheit ist zwischen dreißig und vierzig Jahre alt und lebt in einer fixen Partnerschaft oder Ehe und mit einem oder mehreren kleinen Kindern.

„Die Gruppe besteht jetzt glaub ich zu 95% aus Jungfamilien oder Familien.“ (IV 4: 26)

„Also es sind sehr viele Familien, was mir aufgefallen ist, mit kleinen Kindern, (..) Ja das kann ich sagen größtenteils Familien“ (IV 1: 5)

Von den sieben InterviewpartnerInnen haben fünf zumindest ein Kind.

Auffallend ist auch, dass von 24 genannten Berufen der GärtnerInnen, 17 dem sozial – gesundheitlichen und sozialwissenschaftlichen Bereich (Behindertenbetreuer, Altenpflegerin, Shiatsu praktikerin, Krankenschwester, Sozialarbeiter, Pädagogin, Soziologin,..) zugerechnet werden können. Dabei sind aber nicht alle vertretenen Berufe berücksichtigt, sondern nur die in den Interviews genannten. Parteien gibt es 26, wobei viele aus Familien bestehen, wovon wiederum meist beide PartnerInnen einen Beruf erlernt haben.

Etwa ein Drittel der GärtnerInnen sind MigrantInnen erster Generation. Zwei Migrantenfamilien kamen über das Nachbarschaftszentrum und eine Familie über die Caritas zum Garten. Eine Ehrenamtliche vermittelte einer Asyl suchenden Familie ein halbes Beet. Die restlichen gehörten zu einer sehr kleinen Gruppe von BewerberInnen mit Migrationshintergrund. Aufgrund ihrer geringen Zahl wurde ihr Zugang in einer Vorauswahl erleichtert.

Ein Gärtner meinte zusammenfassend: „Die Gruppe der Gemeinschaftsgärtner ist sicher kein repräsentativer Querschnitt der Bevölkerung von Ottakring. Es sind viele Familien mit Kindern. Sie sind alle offener und viele kommen aus sozialen Berufen.“ (IV 6: 188)

Nun stellt sich die Frage: Wie kommt diese Zusammensetzung zustande? Sind Eltern mit Kindern und einer höheren Ausbildung, die einem sozialen oder gesundheitlichen Beruf nachgehen bereiter als andere Menschen sich freiwillig in einem Nachbarschaftsgarten zu engagieren? Im Folgenden soll nach Erklärungsmöglichkeiten gesucht werden.

## **6. 2. Erklärungsmöglichkeiten**

### **6. 2. 1. Segregation**

Häussermann und Siebel beschreiben, dass die verschiedenen Regionen einer Großstadt auch von unterschiedlichen Bevölkerungsgruppen bewohnt werden. Im Zentrum von Städten wohnen Studenten, Alleinstehende, Arme und Ausländer. Die Bevölkerungsstruktur ist heterogen, was durch einen distanzierten Lebensstil, der Toleranz erleichtert ermöglicht wird. „Die Großstadt stellt gleichsam einen spezifischen Sozialisationsraum dar, eine >Schule der Toleranz<, die sich aus den >inneren Abwendungen< und der wechselseitigen Reserviertheit ergibt, wie sie für Großstadtbewohner typisch sind.“ (Häussermann/Siebel 2004: 75)

Wenn Studierende und Alleinstehende eine Familie gründen und dann noch Kinder dazu kommen sinkt die Toleranz. Besonders Familien mit Kindern bevorzugen den suburbanen Stadtrand. Ein Ziel für viele Jungfamilien ist ein Haus mit eigenem Garten. Als Grund werden die Bedürfnisse der Kinder genannt. Sie sollen mehr Freiraum im Grünen haben und ihre Sozialisation in „guter Gesellschaft“ erfahren. Dazu braucht es eine homogene Bevölkerungsstruktur.

„Besonders sensibel reagieren Haushalte mit Kindern auf eine Nachbarschaft, die sozial heterogen ist, weil sie einerseits unerwünschte Einflüsse durch Kinder aus anderen Schichten und Kulturen vermeiden wollen, und weil sie andererseits eine Benachteiligung ihrer Kinder durch ein zu niedriges Leistungsniveau in den Schulen befürchten. Das hat dazu beigetragen, dass der Anteil von Kindern an der Wohnbevölkerung in den innerstädtischen Gebieten immer sehr viel niedriger ist als in den Randgebieten einer Großstadt.“ (Häussermann/Siebel 2004: 159)

Der Heigerleingarten befindet sich direkt neben der Vorortelinie. Damit liegt er nicht völlig am Stadtrand, aber sicherlich nicht im Zentrum von Wien.

Die hier lebenden Jungfamilien wohnen also nicht im Einfamilienhaus mit Garten. Diese liegen noch weiter am Stadtrand. Als einen Grund dafür nennt eine Interviewpartnerin: „Ich wollt an Garten haben. Und das ist weit entfernt von den

realistischen Ressourcen, die mir in Wien zur Verfügung stehen. Also das kann ich mir weder leisten noch sehe ich wo eine Möglichkeit diese Chance zu erhalten, außer ich hätte das Geld aber das hab ich nicht.“ (IV 4: 20)

Den Wunsch nach einem eigenen Garten nennen auch noch die InterviewpartnerInnen 1, 2 und 6.

Soziale- und Gesundheitsberufe, sofern es sich nicht um ÄrztInnen handelt, sind im Vergleich zu der Länge ihrer Ausbildung unterdurchschnittlich bezahlt.<sup>15</sup>

Hier könnte es sich also um teils unfreiwillige Segregation aufgrund mangelnden Einkommens handeln. Entlang der Heigerleinstraße liegen neue Genossenschaftswohnblöcke, die vor vier Jahren bezogen wurden. Viele der GärtnerInnen wohnen dort. (vgl. IV 1: 210)

Das könnte der Kompromiss, zwischen dem Wunsch nach Haus mit Garten in homogener Gesellschaft und mangelnder, aber doch vorhandener finanzieller Ressourcen sein. Auch in den Genossenschaftsbauten dürfte es nach Aussagen der InterviewpartnerInnen eine relativ homogene BewohnerInnenenschaft geben, während die weitere Wohnumgebung heterogener durchmischt sein dürfte. (vgl. IV 1: 209 -215) Gerade für Frauen mit kleinen Kindern, deren Mobilität begrenzt ist, ist die soziale Zusammensetzung des Wohnquartiers, neben der Ausstattung mit Infrastruktur, eine wirksame Unterstützung oder Begrenzung ihrer Aktivitäts- und Entfaltungsmöglichkeiten. In der Heigerleinstraße lebt man in relativer Nähe zum Zentrum, hat es aber auch nicht sehr weit ins Grüne außerhalb der Stadt. (vgl. Häussermann/Siebel 2004: 114) In der Gegend der Vorortelinie dürfte langsam eine Entmischung der Bevölkerung beginnen, die sich verstärkt je weiter es Richtung Stadtrand geht. Dieser Eindruck entsteht durch Spaziergänge in den Straßen und Beobachtung der Menschen, die sich auf den Straßen befinden. Er wird durch den Wohnort der interviewten GärtnerInnen verstärkt. (vgl. tB 6, IV 1: 209, IV 6:1)

Nicht alle GärtnerInnen dürften aber dem Traum vom Haus mit Garten nachhängen. So sagt beispielsweise eine Mutter im Interview: „Und was mir besonders daran (am Nachbarschaftsgarten) gefällt ist, dass es halt nicht in einen Einfamilienhaus mit Zaun rundherum ist, meine Schwester wohnt in so einem Haus in Wien mit Garten, Garten – Haus - Zaun. Und die sitzt halt dort und kommt mir sehr einsam vor.“ (IV 5: 58)

---

15

vgl.

[http://www.statistik.at/web\\_de/statistiken/soziales/personen\\_einkommen/allgemeiner\\_einkommensbericht/index.html](http://www.statistik.at/web_de/statistiken/soziales/personen_einkommen/allgemeiner_einkommensbericht/index.html) [6. 2. 2009]



Ein Grund für die vermehrte Präsenz von Jungfamilien im Heigerleingarten liegt also möglicherweise am Standort des Nachbarschaftsgartens, der außerhalb des Zentrums von Wien liegt. Dass die GärtnerInnen nicht am Stadtrand wohnen, könnte an ihrem Einkommen liegen, das in sozialen oder gesundheitlichen Sparten unterdurchschnittlich ist.<sup>16</sup> In gewissem Sinne könnten sie also den negativen Folgen passiver Segregation ausgeliefert sein. Obwohl der Begriff der negativen Segregation üblicherweise auf ärmere Menschen, als das bei dem/r DurchschnittsheigerleingärtnerIn der Fall ist, angewendet wird. Der Wohnort Nähe der Heigerleinstrasse stellt für viele GärtnerInnen einen Kompromiss da. Ihre Segregation ist also nur teilweise passiv. Ihr Einkommen lässt eine gewisse, aber keine völlige Wahlfreiheit zu.

### **6. 2. 2. Engagement aufgrund höherer Bildung**

Kirsten Aner bestätigt wie viele andere, dass der Bildungs- und Berufsstatus eines Menschen einen positiven Einfluss auf sein/ihr Engagement in Freiwilligenarbeit ausübt. Mit zunehmender Bildung engagieren sich Leute vermehrt im Ehrenamt. Der Zugang zu Freiwilligenarbeit wird durch soziale Eingebundenheit und gute materielle Absicherung begünstigt. (vgl. Aner 2005: 66 – 67)

Auch in den U.S.A. waren es zuerst „studierte Damen“, die mit dem Aufbau von Community Gardens begannen. Erst später zogen ärmere und weniger durch Schulen gebildete Menschen nach und schufen gemeinschaftliche Gärten nach ihren Bedürfnissen. (vgl. Meyer-Renschhausen 2004: 145)

Chantal Munsch und Wolfgang Hinte halten dem entgegen, dass sich benachteiligte Menschen sehr wohl bürgerschaftlich engagieren. Sie haben nur andere Formen der Beteiligung, die in der Forschung wenig berücksichtigt werden. Hinte meint, der Begriff bürgerschaftliches Engagement allein ist schon tendenziell an artikulationsfähige Bevölkerungsgruppen gebunden, die sich auf in einer solchen Weise tätig einbringen oder äußern, wie das kompatibel mit den „klassischen institutionell verbriefen Beteiligungsmöglichkeiten“ ist. (Hinte 2002: 545)

---

<sup>16</sup>

[http://www.statistik.at/web\\_de/statistiken/soziales/personen\\_einkommen/allgemeiner\\_einkommensbericht/index.html](http://www.statistik.at/web_de/statistiken/soziales/personen_einkommen/allgemeiner_einkommensbericht/index.html) [6. 2. 2009]

Etwas pointiert beschreibt er übliche, aber kaum als bürgerschaftliches Engagement wahrgenommene Ausdrucksformen des „Stammtischbruders“, der eine leidenschaftliche Abneigung gegen Regierung, Steuern, Schwule, „AsylantInnen“ und selbstbewusste Frauen hegt. Der „Stammtischbruder“ neigt gelegentlich durchaus dazu, sich bürgerschaftlich zu engagieren, aber eben nicht auf der Art und Weise, wie das in den Förderprogrammen von Bund und Land vorgesehen ist. Wer Telefonzellen zerschlägt, AsylbewerberInnen beschimpft und gegen AusländerInnen hetzt, ist durchaus wirkungsvoll aktiv, taucht aber auf keiner Erfolgsliste in einer Broschüre für „bürgerschaftliches Engagement“ auf“. (Hinte 2002: 545)

Die Schaffung dauerhafter Organisationen, in denen nur bestimmte Interaktions- und Beteiligungsformen positiv aufgenommen werden, sind „Gift für den Protest armer Leute“. (Munsch 2003: 25) Benachteiligte Menschen sind viel erfolgreicher, wenn sie spontan und radikal agieren. Durch ihre als gesellschaftlich illegitim angesehene Ausdrucksformen, werden sie nicht als engagierte BürgerInnen wahrgenommen. Fehlende gesellschaftliche Wahrnehmung verdrängt sie in die Unsichtbarkeit. (vgl. Munsch 2003: 24 – 25)

Anerkennung und Wahrnehmung der eigenen Wirksamkeit sind aber auch wesentliche Faktoren für weiteres bürgerschaftliche Engagement. (vgl. Aner 2005: 245 – 247) Handeln von unterprivilegierten Menschen zeigt Wirkung, wenn man das Beispiel des „AusländerInnen hetzenden Stammtischbruders“ hernimmt. Viele politische Parteien schüren das fremdenfeindliche Klima um Stimmen zu gewinnen. Aber der Wunsch nach besseren Lebensbedingungen geht unter, wird nicht wahrgenommen und auch nicht umgesetzt.

Durch eine wachsende Segmentierung der Gesellschaft und steigende Armut in weiten Bevölkerungsteilen wird längerfristiges Engagement sozial Benachteiligter erschwert. Ihr Engagement entsteht aus dem Wunsch der Verbesserung der eigenen Lebensbedingungen. (vgl. Munsch 2003: 24 – 25)

Hier schließt sich der Kreis zum Nachbarschaftsgarten Heigerlein wieder. Auch hier könnte durch die Lebensmittelproduktion eine leichte Verbesserung der Lebenssituation erreicht werden. Damit die Mengen des geernteten Gemüse und der Beeren, aber wirtschaftliche Bedeutung erlangen könnten, müssten die Beete größer sein. Der Garten würde aber auch ein Netzwerk bieten, das bei Arbeitssuche und ähnlichen Fragen hilfreich sein kann. Außerdem bietet er Aufenthalts- und Erholungsraum, der für Menschen in beengten Wohnverhältnissen besondere Bedeutung hat.

Genau wie in Anfängen der Community Gardens in den U.S.A. beteiligen sich im Heigerleingarten eher gebildete Menschen. Viele haben ein Hochschulstudium. In Nordamerika begannen aber bald nach den ersten Gemeinschaftsgärten der Gebildeten auch ärmere Bevölkerungsschichten mit dem Aufbau von Gärten. (vgl. Meyer-Renschhausen 2004: 145)

Auch im Nachbarschaftsgarten Heigerlein wuchs das Interesse besonders von MigrantInnen erst nach Entstehen des Gartens, als die bepflanzten Beete sichtbar wurden. (vgl. tB 5: 12)

Leider sind nun aber alle Beete bereits vergeben. Aber es besteht Bedarf an der Gründung neuer Gemeinschaftsgärten.

Diese beiden Annahmen: einseitige Beteiligung durch höhere Bildung und Segregation, stellen nur Erklärungsversuche mittels Literatur dar. Um ihre Relevanz festzustellen müssten Gärten in den Inneren Bezirken von Wien gegründet werden, da in ihnen laut Segregationstheorie ärmere Bevölkerungsschichten leben und sie sich damit auch im Bevölkerungsquerschnitt im Garten widerspiegeln müssten. Würden sich dort auch wieder eher gebildete Menschen um ein Beet bewerben spräche das eher für den zweiten Erklärungsansatz. Das schließt aber die Kombinationsmöglichkeit beider Varianten nicht aus. Dieses Thema ist hier also noch nicht ausreichend bearbeitet worden. Fundierte Forschung dazu würde aber den Rahmen der Arbeit sprengen und bleibt für weitere Forschungsprojekte offen.

### **6. 3. Einbeziehung aller Bevölkerungsgruppen**

Aus den Antwortversuchen der Frage: Warum ist es ausgerechnet zu dieser demographischen Zusammensetzung des Heigerleingartens gekommen, ergeben sich zum Teil die Antworten auf die Frage, die sich zusätzlich aufdrängt: Wie kann man auch andere Gruppen, die nun nicht im Garten vertreten sind einbeziehen? Es fehlen ältere Menschen, die sich zwischen 50 und Pflegebedürftigkeit befinden, ebenso wie Behinderte, Jugendliche und psychisch Kranke.

ArbeiterInnen, Arbeitslose, MigrantInnen und HandwerkerInnen sind nicht im gleichen Maße vertreten wie andere Bevölkerungsgruppen. (vgl. tB 3: 2, tB 4: 5, IV 1: 5, 199)

Nun, man kann einen Garten in einer anderen Wohngegend gründen, in der andere Bevölkerungsgruppen dominant vertreten sind. Außerdem kann man Menschen persönlich ansprechen um ihnen die notwendigen Informationen über einen Garten zu geben und auch ihre Bedenken zu zerstreuen und ihnen den ersten Schritt in den Garten

erleichtern, indem man ihn gemeinsam geht. Anerkennung ist ein ganz wesentlicher Faktor sich ehrenamtlich zu engagieren und „explizit um Hilfe gebeten werden“ wird als eine Art von Anerkennung gesehen. Befürchtungen, wie nicht ernst genommen zu werden, den Anforderungen nicht zu genügen, als gratis Arbeitskraft für fremde Interessen ausgenutzt zu werden sind besonders im „Unterschichtsmilieu“ verbreitet. (vgl. Aner 2005: 246 - 247) Diese Befürchtungen können eher im persönlichen Gespräch angesprochen und ausgeräumt werden.

Besonders ältere Menschen können sich laut Interviewpartner 3 schwer einen gemeinsamen Garten vorstellen. „Ich leite eine Gruppe mit Seniorinnen und mit denen hab ich darüber (über den Heigerleingarten) gesprochen. Aber die sind irgendwie so, dass sie ihren eigenen Garten haben wollen. Gemeinschaftsgeschichten, überhaupt wenn sie hören multikultureller, dann sind sie eher ein bissl misstrauischer. (...) Da muss man sicher noch mehr auf die Leute zugehen, wenn's um die ältere Generation geht.“ (IV 3: 160-162)

Ängste die durch die eigene zunehmende Bedürftigkeit und das „auf Hilfe angewiesen sein“ entstehen, können hier einen Hintergrund spielen. Denn Fremdes kann auch erst mal Angst erzeugen. Fremd sind hier die Gemeinschaftsgärten und die Menschen mit fremden Aussehen und Gewohnheiten. Möglicherweise lässt man sich aber in sicherer Begleitung einer vertrauten und als kompetent erlebten Person (ev. SozialarbeiterIn) neugierig auf ein unbekanntes Gegenüber ein.

Eine der Gründerinnen des Heigerleingartens spricht die Möglichkeit eines speziell angepassten Konzeptes an. Durch Reservierung von Beeten für bestimmte Gruppen kann sich keine Mehrheit bilden. (vgl. IV 7: 66) Ähnlich wird in den Internationalen Gärten vorgegangen, wo man vermeiden möchte, dass es zu Vertretungskonflikten zwischen Mitgliedern zweier verfeindeten Ethnien kommt (beispielsweise KurdInnen und TürkInnen). Auf diese Weise kommen unter Umständen Neuzugezogene schneller zu einem Beet als Menschen, die schon lange auf der Warteliste stehen, da sie einer noch nicht im Garten vertretenen Ethnie angehören. (vgl. Müller 2002: 149)

Langfristig kann sich etwas ändern durch die Einbeziehung von Kindern verschiedenster Herkunftsschichten in Form von Schulgärten oder auch in den übrigen Gemeinschaftsgärten. Denn biografische Faktoren sind ebenso wichtig für zukünftiges Engagement als die oben genannten. Auch Themen, wie der Garten mit denen jemand im Laufe seines Lebens positiv in Berührung gekommen ist und in der Kindheit und Jugend erworbene Handlungsmuster finden sich vermehrt in Biografien von ehrenamtlich

engagierten BürgerInnen. (vgl. Aner 2005: 243) Die Kinder können sich im Garten als ProduzentInnen erleben, ihre Handlungen zeigen Wirkungen und sie bekommen im Idealfall von den Erwachsenen und anderen Kindern Anerkennung für das Ergebnis ihrer Arbeit. Kinder mit diesen Erfahrungen werden als Erwachsene sich eher für einen Gemeinschaftsgarten engagieren, als jemand ohne positiven Erinnerungen an Garten und Engagement. (vgl. Aner 2005: 243 – 250)

Das zeigt sich auch in den Biografien der im Nachbarschaftsgarten Heigerlein tätigen GärtnerInnen. Von sechs interviewten Personen haben vier Personen bereits einen Garten gehabt. Wobei dieser Punkt bei einem der verbleibenden zwei Interviewpartner nicht aus dem Gespräch hervorgeht. (vgl. IV 1: 3, IV 2: 5, IV 4: 67, IV 5: 58) Nicht zuletzt in der Biografie der interviewten Initiatorin, deren Arbeit den bei weiten meisten Aufwand aller GärtnerInnen darstellt findet sich bereits Erfahrung mit einem Gemeinschaftsgarten. (vgl. IV 7: 3)

Über die Einbeziehung von Kindern durch ihre Schule, oder auch von Kindern auf der Straße konnten in den U.S.A. auch langsam manche Eltern für den Garten gewonnen werden. Sie hatten Gelegenheit sich dem Garten in kleinen Schritten zu nähern. Zuerst bewunderten sie die Pflanzen ihrer Kinder, dann halfen sie ihnen bei Schwierigkeiten (wie Stützen für Tomaten zum Hinaufbinden finden) und schließlich gärtnernten sie selbst mit. (vgl. Fields 2008: 49 – 50)

Weitere Literaturrecherchen, sowie Forschung über das Thema der Einbeziehung benachteiligter Bevölkerungsgruppen können im Rahmen dieser Arbeit leider nicht behandelt werden und bleiben zukünftigen Forschungsvorhaben engagierter SozialarbeiterInnen und anderen Interessierten vorbehalten.

## **7. Die Gruppe der GärtnerInnen**

### **7. 1. Gruppenbildung und Gruppenteilhabe**

Wie im vorhergehenden Kapitel beschrieben wirkt die Gruppe der NachbarschaftsgärtnerInnen von Heigerlein relativ homogen. Viele haben kleine Kinder und sind mehrheitlich zwischen dreißig und vierzig Jahren alt. Ein knappes Drittel der GärtnerInnen sind MigrantInnen erster Generation.

Durch die kurze Gartensaison 2008, in der es immerhin zwei Feste, Arbeitstreffen und Besprechungen gegeben hat – an denen aber nie alle teilnehmen, befindet sich die Gruppe der Gärtnerinnen noch in der Anfangsphase einer Gruppenbildung.

Nach der Einteilung von Otto Marmet in vier Gruppenentwicklungsphasen steht die Gruppe der HeigerleingärtnerInnen am Ende der ersten Phase: der Orientierungsphase zum Übergang zu der zweiten Phase der Konfrontation. Die Orientierungsphase ist gekennzeichnet durch Unsicherheiten, weil man die anderen noch nicht kennt, genau so wenig wie die Rollen, die die Einzelnen einnehmen werden oder die Ziele, die die Gruppe entwickelt. (vgl Marmet 1996: 59 – 65)

Ein Gärtner beschreibt das folgendermaßen: „Am Anfang – ich glaub schon, dass sich da ein bisserl was verändert hat, am Anfang waren doch die Leut a bissl vorsichtiger, noch nicht so vertraut und das hat sich dann schon wesentlich verbessert muss ich sagen. Und von der Atmosphäre her bei diesen Besprechungen oder wenn man sich im Garten sieht – das ist wesentlich vertraulicher geworden.“ (IV 3: 102)



**Abbildung 14: Jede/r bringt etwas für das gemeinsame Essen mit**

Die Stimmung wird von allen Interviewten als „offen, freundlich, gut und nett“ beschrieben. Das deckt sich auch mit den Erfahrungen der teilnehmenden Beobachtung bei einem Arbeitseinsatz und einem Gartentreffen. „Die Atmosphäre ist total nett, herzlich, hilfsbereit, unkompliziert, ruhig, zum Wohlfühlen. Man ist einfach da und arbeitet gemeinsam. Sehr guter Umgangston. Zuerst wird alles besprochen und dann gemeinsam erledigt.“ (tB 3: 14)

Auch Bettina Kletzer, die ebenfalls ihre Diplomarbeit über den Nachbarschaftsgarten Heigerlein verfasst hat, schreibt in ihrem Forschungstagebuch von einem Gartentreffen

im Juli: „Die Stimmung ist gut, die Atmosphäre angenehm, zum Teil scheinen sich die Personen schon freundschaftlich verbunden.“ (tB BK: 26)

Nach der Orientierungsphase kommt eine Phase vermehrter Konfrontation. Jede/r sucht seinen/ihren Platz in der Gruppe. Es geht um Macht- und Rollenverteilung. Die Mitglieder äußern sich persönlicher und beginnen ihr alltägliches Verhalten zu zeigen. Sie versuchen eigene Vorschläge und Ideen durchzusetzen, Untergruppen mit Gleichgesinnten bilden sich. Einzelne Mitglieder, die diesen Aushandlungsprozess als zu belastend erleben ziehen sich zurück. (vgl. Marmet 1996: 61 – 62)

Die Situation im Heigerleingarten beschreibt eine Gärtnerin Ende Oktober so: „Ah das Gruppendynamische find ich so ganz nach Plan. So wie ich das erwartet habe entwickelt sich das. Ebenso mit den ersten kleinen unterschiedlichen Auffassungen, Konflikte sind es noch nicht, aber einfach Meinungen.“ (IV 5: 69)

Einige InterviewpartnerInnen konnten bereits die Bildung von kleinen Untergruppen beobachten. Diese entstehen durch Beetnachbarschaft oder durch Nachbarschaft im Haus, was aber noch keinen Zusammenschluss aufgrund gleicher Interessen gegenüber der Restgruppe bedeutet. (vgl. IV 5: 38) Eltern mit Kindern haben sich durch die gemeinsame Aufgabe zusammengefunden. (vgl. IV 1: 32) Ein weiterer Gärtner kann keine Gruppenbildung erkennen. „Alle reden miteinander“ (IV 3: 84)

Zu beobachten ist aber die Herauskristallisierung einer Kerngruppe, die regelmäßig zu den Treffen kommt, Ideen und Vorschläge einbringt und Verantwortung übernimmt. In der kommenden Saison 2009 wollen die InitiatorInnen Verantwortung und Aufgaben abgeben um den Nachbarschaftsgarten in die Selbstständigkeit zu entlassen. Dreizehn Freiwillige haben sich für Aufgaben der internen Organisation, Kommunikation nach außen und Öffentlichkeitsarbeit gemeldet. (vgl. tB 4: 15)

Das Phänomen von Kerngruppen, die sich vermehrt für den Gemeinschaftsgarten engagieren findet sich auch in jenen von Berlins Gärten, die offen-demokratische Gemeinschaftsstrukturen haben. (vgl. Madlener 2008:152 –153) Ein Grund kann die erwünschte Arbeitsfähigkeit von Gruppen sein. Planungs- und Aushandlungsprozesse werden mit einer hohen Anzahl von Mitgliedern zu sehens langsamer und mühsamer. Jede Gruppe besteht auch aus MitläuferInnen, die die Kerngruppe oder die Leitungsperson unterstützen, aber nicht aus sich heraus kreativ werden. (vgl. Marmet 1996: 43)

## 7. 2. Außenseiter

Außenseiter gibt es nach Angaben der Gärtnerinnen keine, nur Menschen die sich selber ein wenig zurücknehmen, die nicht zu Treffen kommen, und wenig Interesse an Gesprächen im Garten zeigen. Die Gruppe selbst schließt niemanden aus. (vgl. IV 1: 34) Sie ist auch zu lose, dementsprechend passiert bei vielen Personen noch keine Rollenzuschreibung. (vgl. IV 4: 113)

Unklar ist ob der Rückzug einiger GärtnerInnen freiwillig oder aufgrund von Kontaktschwierigkeiten geschieht. „Eine Gärtnerin zum Beispiel, die kommt nie zum Treffen. Das kann so viele Gründe haben. Ja also es kann ja auch der Grund sein, dass sie sich schwer tut mit Menschen zusammen zu sein, oder Ängste hat oder was auch immer. Die gärtner, auch bei einem Fest hat sie da ihr Beet bearbeitet. Und hat halt nicht mit den anderen Leuten gesprochen.“ (IV 7: 23) Die Tatsache, dass diese Frau zum Fest gekommen ist, legt die Annahme nahe, dass sie doch Interesse an der Gemeinschaft hat. Ihr Beet könnte sie zu jeder anderen Zeit auch bewirtschaften.

Als erschwerend Faktoren können neben Ängsten, Kontaktscheu, schlechte Erfahrung mit den eigenen Gestaltungsmöglichkeiten in Gruppen, auch mangelnde Deutschkenntnisse, wenig Information durch keinen Internetzugang aber auch kulturell erlernte unterschiedliche Gruppenbeteiligungsmöglichkeiten sein. (vgl. Auer 2005: 246 – 249) Je mehr dieser Faktoren sich in einer Person vereinen umso schwieriger wird der Kontakt und die aktive Teilhabe an der Gartengemeinschaft.

Von der Kombination mehrerer Faktoren und ihren Folgen erzählt ein Gärtner:“ Die waren auch immer sehr nett, aber man kommt nicht ins Gespräch mit ihnen richtig, weil: „Man macht halt Small talk, aber wirklich aller unterste Ebene und da ist halt einfach eine sprachliche Barriere. Sie sind halt dann auch sehr schüchtern oft. Selbst wenn man ein Gespräch beginnt geht da nichts weiter. Ja keine negativen Erfahrungen aber sie sind einfach ein bisschen zurückhaltender von sich aus. Vielleicht weil die sprachliche Barriere (...) (Die Familie) ist (bei einem Gartentreffen) nicht direkt bei uns gesessen sondern am Außentisch. Einfach, weil ich glaub grad so Diskussionen sind sprachlich schwer. Ja vielleicht haben's sie's deshalb nicht wollen oder abgelehnt. Ich glaub das war vielleicht eine typische Situation, wo man gesehen hat, dass sie da ein bisschen außenstehender sind.“ (IV 6: 70 u. 80)

Die Kombination von Schüchternheit und sprachlichen Schwierigkeiten erschweren Kommunikation und können dazu führen, dass jemand als außen stehend gesehen wird. Hat eine Person eine Rolle, die meist in der Kennenlernphase entsteht ist es oft schwer aus dieser wieder aus zu steigen. Handlungen werden von den übrigen



Gruppenmitgliedern so gedeutet, wie es der Rollenerwartung entspricht. (vgl. Marmet 1996: 36 – 45) In obigen Zitat wird angenommen, die Familie sitzt nicht zufällig am Nebentisch. Als Grund wird nicht Platzmangel sondern vielleicht sogar Ablehnung angenommen.

Beteiligungsmöglichkeiten an Gemeinschaften gibt es viele. Kulturell bedingt scheint das für viele österreichische GärtnerInnen die aktive Beteiligung an Gartentreffen und die Übernahme von dort besprochenen Aufgaben zu sein. Gerade demokratische Projektbesprechungen sind eine spezialisierte Form, mit der Menschen mit höherer Ausbildung eher in Kontakt kommen als ein/e „BefehlsempfängerIn“, wie das bei ArbeiterInnen oft der Fall ist. Während Gastfreundschaft in einer Wertehierarchie bei ÖsterreicherInnen weit hinter Selbstständigkeit, Selbstvertrauen und Ehrlichkeit steht ist sie für viele Kulturen neben Hilfsbereitschaft und Gehorsam einer der wichtigsten Werte. (vgl. Müller 2002: 52 –59) Das zeigt sich im Garten, wenn manche der MigrantInnen beim Picknick zufällig im Garten Vorbeikommende sofort zum Mitessen einladen.

Auf die Frage ob sich eine Familie mit Migrationshintergrund auch bei den Treffen einbringt antwortet eine Gärtnerin:“ Ja. Auf jeden Fall. Die bringen auch was mit fürs Fest. Ja es gibt halt schon bei einer Familie Kommunikationsproblem. Also die können nicht so gut Deutsch, da kommt manchmal die Tochter mit, die ein bissl übersetzt. “ (IV 1: 89)

Eine andere Gärtnerin, die als junge Frau nach Österreich zog erzählt, dass sie auf den Gemeinschaftsbeeten Unkraut jätet. Beteiligung kann so auch ganz unauffällig und nebenbei passieren und in vielerlei Formen, wie Unkraut jäten oder Selbstgebackenes zu den Festen mitnehmen auftreten. Beteiligung kann aber auch schwer sein, wenn durch mangelnde Deutschkenntnisse und fehlendem Internetzugang die Gruppenziele, -erwartungen und -normen nicht verstanden und erkannt werden.

In Zusammenhang mit Community Development Strategien wurde, um nicht durch die Hemmschwelle Menschen mit anderer Hautfarbe anzusprechen Vorurteile zu perpetuieren, Weiße beauftragt gezielt Schwarze einzuladen und willkommen zu heißen. Das sollte bewirken, dass auch Schwarze für sich die Möglichkeit eines willkommenen Engagements sehen und sich so in Volunteering betätigen. (vgl. Brandstetter/Kellner 2001: 17 – 18)

### 7. 3. Gruppenziel

Den Erhalt des Gartens nennen einige GärtnerInnen als gemeinsames Ziel der Gruppe und drücken auch ihre Erleichterung aus, dass die Genehmigung für den Garten, die es vorerst nur für eine Saison gab nun verlängert wurde. (vgl. IV 1: 265) Das Ziel der Initiatorinnen einen Garten nach Vorbild der nordamerikanischen Community Gardens zu schaffen, in dem aktive Mitglieder sich auch für die Nachbarschaft engagieren, neben Raumaneignung und –gestaltung, das sie auch in einer ersten Abendveranstaltung in der Konstituierungsphase des Gartens vorgestellt haben scheint in den Interviews nicht als vorrangiges Ziel der meisten GärtnerInnen auf. Das hat mehrere Gründe. Wenige haben wirklich kein Interesse an einem Garten nach dem Vorbild der nordamerikanischen Community Gardens. Ihnen geht es ausschließlich um die persönliche Nutzung eines Gartens. Die Mehrheit der GärtnerInnen teilt dieses Ziel der Initiatorinnen mehr oder weniger. Unterschiedliche Faktoren dürften aber dafür ausschlaggebend sein. Einerseits persönliches Interesse an Community Gardening, andererseits aber auch, weil das als Ziel des Gartens vorgegeben war und die Voraussetzung ist um Mitgärtnern zu dürfen. Außerdem finden alle Befragten die Initiatorinnen sympathisch, was unter anderem zu persönlichen Engagement führen kann, wenn man Anerkennung - auch in Form von Gefragt werden um Aufgabenübernahme bekommt. Etwa zwei Drittel aller Einstiege in Volunteering erfolgen über persönliche Bitte um Hilfe (vgl. Aner 2005: 247)

Das Wissen um Community Gardens und die Vorstellungen über aktive Gestaltung der Wohnumgebung dürften bei den GärtnerInnen allerdings begrenzt sein. Das kann an den mangelnden Vorbildern in Wien liegen. Der Heigerleingarten ist ein Pilotprojekt und kann dadurch nicht auf die anregende Vorbildwirkung zur Ideenkreierung andere Gärten zurückgreifen. Vorbilder aus den U.S.A. dürften wenig bis nicht bekannt sein. (vgl. IV 3: 180)

Auf Fragen nach Wünschen für die Zukunft des Nachbarschaftsgartens kommen daher Antworten zur Gestaltung des Gartens wie: eine Kräuterspirale, Wasser in irgendeiner Form als Gartenelement, größere Beete, oder der Wunsch, dass „es so unkompliziert weitergeht wie bisher.“ (IV 4: 117) Weitergehende Ideen für die Einbeziehung der Nachbarschaft, die auch die Entwicklung des Gruppenzusammenhalts fördern werden nicht genannt. Einzig ein Gärtner wünscht sich einen unversperrten Gartenzaun als stärkeres Zeichen der Öffnung nach Außen. (vgl. IV 3: 203)

Ein klares Gruppenziel ist wichtig für das Bestehen einer Gruppe um Energien und Aktivitäten auf das gemeinsame Ziel zu richten und Zeitressourcen dafür zu finden und

individuelle Bedürfnisse eher in den Hintergrund zu stellen. Es fördert die Kommunikation und Motivation. Fehlt das gemeinsame Ziel, beginnt die Gruppe zu zerfallen. Man findet immer weniger Zeit für einander, die Kontakte außerhalb der Gruppe werden wichtiger. (vgl. Marmet 1996: 47 - 48)

Wie schon vielfach erwähnt ist die Gruppe der NachbarschaftsgärtnerInnen von Heigerlein noch sehr jung, die Entwicklung zu einer voll arbeitsfähigen Gruppe ist aufgrund des kurzen Bestehens des Gartens noch nicht vollzogen. Das mag auch ein Grund sein, warum der Garten seine volles Potential für eine lebendige Nachbarschaft noch nicht entfaltet hat. Auf dem Weg dorthin bietet er den GärtnerInnen ein Lernfeld von „Sichtbar werden“ im öffentlichen Raum, bis zur Gestaltung einer lokalen Öffentlichkeit. Offenheit, Kontaktfreudigkeit, Kommunikationsfähigkeit, Kreativität und Selbstvertrauen in die eigene Wirksamkeit, das sind Fähigkeiten die im Garten erlernt werden können und die notwendig sind um das „offizielle“ Ziel der GärtnerInnen im Gestaltungsprozess einer gestärkten Nachbarschaft wirken zu können zu verwirklichen. (vgl. Benveniste et. al 2008 : 39 - 43)

Je nach eigenen Ressourcen beginnt für jede/n GärtnerIn der Lernprozess an anderer Stelle. Für manche stellt das Arbeiten und damit Sichtbar und Beobachtbar sein im öffentlichen Raum eine erste Hürde dar. Eine Initiatorin erzählt:“ Das ist einfach für sie neu und sie konnten das auch nicht fassen, was es da bedeutet auch im öffentlichen Raum zu gärtnern, zu wem in Kontakt zu kommen. Es ist zwar ein Zaun, aber natürlich werden sie die ganze Zeit angesprochen. Wen da jemand sehr zurückhaltend ist von seiner Persönlichkeit her muss er über den eigenen Schatten springen und einfach kommunizieren mit jedermann und jeder Frau, die da irgendwas zu melden hat über den Gartenzaun. Und viele fühlen sich jetzt wie so in einer Art Käfig.(...) Man wird auch beobachtet was man da jetzt tut. Damit muss man auch klar kommen. Also es gibt sicher auch einige Leute, die sich da ganz schwer tun.“ (IV 7: 21)

Das öffentliche Gärtnern bietet hier die Gelegenheit Selbstbewusstsein und Kontaktfreudigkeit zu entwickeln.

Viele GärtnerInnen wiederum zeigen wenig Eigenengagement, bringen wenig Ideen ein. Hier bemerkt die interviewte Initiatorin, dass Menschen die bereits Projekterfahrung haben, sich vermehrt mit Ideen zu Wort melden. Die Mehrheit der GärtnerInnen tut sich aber schwer damit, sich nicht nur gärtnerisch einzubringen. (vgl. IV 7: 20) Diese Erfahrung deckt sich auch mit zahlreichen Studien über Freiwilligenarbeit. Menschen, die in ihrer Biographie positive Erfahrung mit ehrenamtlichem Engagement gemacht haben

neigen stärker dazu sich erneut zu engagieren. Die Erwartung gemeinwohlorientiertes Handeln mit eigenen Interessen verbinden zu können besteht bei jenen Menschen, die ihre eigene Wirksamkeit in beruflichen wie außerfamiliären Kontext biographisch erfahren konnten und führt zu einer höheren Wahrscheinlichkeit für Freiwilligenarbeit, als bei Menschen ohne dieser Erfahrung. (vgl. Arner 2005: 244) Freiwilliges Engagement scheint demnach erlernbar zu sein. Ein Grund mehr Kinder in den Nachbarschaftsgarten aktiv mit ein zu beziehen.

Auch wenn durch den „allgemein konstatierten niedrigen Entwicklungsstand der Wiener Zivilgesellschaft“ (Österreicher 2000: 325) Vorbilder und Vorerfahrungen von „Community Development“ tendenziell fehlen, motiviert die Erfahrungen dass ein Gemeinschaftsgarten ein weites Lernfeld für den/die Einzelne sowie für die gesamte Gemeinschaft beinhaltet. Somit besteht die Möglichkeit einer Zukunft eines die Nachbarschaft belebenden Heigerleingartens.

#### **7. 4. Gemeinschaftsbildende Ansätze aus der Literatur**

Gemeinsame Aktionen fördern das Zusammenwachsen von Gruppen. Sie geben Motivation und Freude für weitere Projekte. (vgl. Flores 2006: 214 - 215) Ziele von Gruppen erleichtern die Kommunikation und stärken das Zusammengehörigkeitsgefühl. Ohne gemeinsame Ziele zerfallen die Identifikationen und die Gruppe löst sich auf. (vgl. Marmet 1996: 48)

Wichtig, auch im Sinne der Stadtteilbezogenen Sozialen Arbeit ist, dass die Gruppe selbst Themen findet, die sie und die Nachbarschaft interessieren. (vgl. Hinte 2002: 540 – 541) Unabhängig von Konzepten Sozialer Arbeit ist es für den Erfolg von Aktionen von Vorteil, wenn die Pläne für Aktivitäten aus den lokalen Bedingungen, den Ressourcen, Bedürfnissen und Wünschen der lokalen Bevölkerung entwickelt werden. Zustimmung fördert die Übernahme von Verantwortung. Simmen empfiehlt die Fähigkeiten und Wünsche der Nachbarschaft mittels Interviews einzuholen. (vgl. Simmen 2008: 101) Ergänzend könnte man bei der Gebietsbetreuung zusätzliche Informationen einholen. Für Aktivitäten sollen Kristallisationspunkte des Interesses gesucht werden um möglichst viele Menschen mit den Aktionen zu erreichen (vgl. Hinte 2002: 541) Je nach Vorerfahrungen und dem eigenen Selbstvertrauen ist es ratsam mit kleineren oder auch ein wenig größeren Projekten zu starten.

Flores empfiehlt in ihrem Buch:“food not lawns“ für die Planung von Aktionen nach dem von ihr entworfenen „Spiral Design“ vorzugehen. Die harmonisierende Wirkung auf die

zwischenmenschlichen Beziehungen solcher Aktionen soll sich spiralförmig ausdehnen von der Gruppe der NachbarschaftsgärtnerInnen auf das ganze Grätzl und darüber hinaus. (vgl. Flores 2006: 161) Sie nennt ihr Konzept „Gobradine“. Jeder Buchstabe steht für einen Arbeitsschritt nach dem in einem ganzen Bündel, Fragen gestellt werden:

Goals – Ziel: Was will der/die Einzelne und was will die Gruppe erreichen? Welchen Nutzen bringt es für die Einzelnen, die Gruppe und die Nachbarschaft?...

Observation – Informieren: Sind ähnlich Projekte bereits veranstaltet worden? Gibt es Beteiligungsmöglichkeiten?...

Begrenzungen: Wie viel Zeit steht für das Projekt zur Verfügung? Wie groß soll es werden? Mit wem soll, wie lange zusammen gearbeitet werden?....

Ressourcen: Woher kommen finanzielle und menschliche Ressourcen? Wie wird die Zusammenarbeit funktionieren?...

Analyse: Was werden die Effekte des Projekts sein? Rechtfertigen sie den Arbeitsaufwand?...

Design – Entwurf von Arbeitsverteilung, Zeitplan, KoordinatorIn des Ablaufs,...

Implentation – Umsetzung: Soll nur einen gewissen Teil der restlichen Zeit verbrauchen um noch für Evaluation und Erholung Ressourcen zu haben.

Maintenance/monitoring - Fortsetzung: Ist es eine einmalige Aktion oder gibt es genug Motivation und Zeitressourcen bei jeder/m für eine Fortsetzung? Gibt es genug finanzielle Mittel für eine Folgeaktion?

Evaluation: Was hat funktioniert und was nicht? Welche Verbesserungsvorschläge gibt es? Auch nach Fremdwahrnehmung fragen. (Flores 2006: 160 – 188, 218)

Dieses Konzept von Flores zur Umsetzung von Ideen stellt nur eines von vielen Modellen des Projektentwurfs und die Durchführung dar.

Im Folgenden werden einige Beispiele aus den us-amerikanischen Community Gardens gebracht, die Möglichkeiten von Gemeinschaftsaktionen aufzeigen sollen.

#### **7. 4. 1. Installationen:**

Einen Kinderspielplatz aus Naturmaterialien aufbauen, bei dem die Kinder mithelfen können nach Vorbild der britischen Aktivspielplätze.

Mit recycelten Materialien Skulpturen bauen und Mosaike auf Gehsteige legen um das Grätzl zu verschönern.

Eine Leihbücherei für Gartengeräte, Computersoftware, Kostüme, Musik, Bücher, Arbeitskräfte für kurzfristige Hilfeleistungen und ähnlichem aufbauen. Dabei wurde auch ein mobiler Werkzeugkasten auf einem Fahrradanhänger kreiert. (vgl. Flores 2006: 224 – 225)

#### **7. 4. 2. Events:**

Als es um die Zerstörung vieler Community Gardens in New York ging formierten sich die „Gardeners“ in Demonstrationen. Seither gibt es eine riesige Prozession am „Memorial Day“, die „Rites of Spring“ – Frühlingsritus genannt. Eine der GärtnerInnen schrieb dazu das „Drehbuch“, das ein Sammelsurium von Mythen aus Indien, Afrika und dem antiken Griechenland enthält. Seit 1991 zieht diese Prozession aus prachtvoll kostümierten Figuren durch die Lower East Side. Jedes Jahr kommen neue Elemente, durch Künstler und Schauspieler dazu. Der Spaß und die Öffentlichkeitswirkung, die diese Prozession hat motivierten dazu etwas ähnliches im Winter zu veranstalten. Seit 1995 gibt es „The Winter Candle Latern Pageant“. Riesige Puppen in aufwändigen Kostümen: Esmeralda, die Winterprinzessin, Primavera mit grüner Haut, Vater Winter, Jungfrau Maria unter getrockneten Rosen und Gaia die Erdmutter ziehen durch die Straßen in einem langen Abend mit Tänzen. Endpunkt des Umzugs ist eine Bühne in einem Gemeinschaftsgarten auf der es eine Tanzvorführung gibt. (vgl. Hassell 2002: 94 – 99)

Nach Flores präsentieren lokale ErzeugerInnen und LandwirtInnen aus dem Umfeld einmal jährlich ihre Produkte und erzählen den BesucherInnen über ihre Konzepte und Bewirtschaftungsmethoden. Selbstständige, wie Shiatsu-PraktikerInnen, private NachhilfelehrerInnen, Leihomas, Reinigungskräfte für den Privathaushalt und Vereine haben die Gelegenheit ihre Methoden und Inhalte einer lokalen Öffentlichkeit vorzuführen. So wird die lokale Ökonomie samt Grätzlidentität gefördert.

Ebenso können lokale KünstlerInnen bei einer vom Gemeinschaftsgarten organisierten Freiluftausstellung ihre Bilder, Texte und sonstigen Werke präsentieren und verkaufen. Kein Werk kostet über hundert Euro und trotzdem verdienen viele KünstlerInnen erstmals

an ihren Objekten. Straßenkünstler, MusikerInnen wie SchauspielerInnen bringen Leben in das Treiben.

Aufführungen der Schulen und Kindergärten, lokaler MusikerInnen und SchauspielerInnen. Jede/r hat nur wenige Minuten Zeit für seine Darbietung, damit es abwechslungsreich bleibt und auch die Hemmung der KünstlerInnen vermindert werden.

Straßentheater nach August Boal, bei dem die Zuschauer in die Szene als SchauspielerInnen einsteigen können oder auch Puppentheater mit ökologischen Themen können veranstaltet werden. (vgl. Flores 2006: 219 – 224)

#### **7. 4. 3. Lernprojekte:**

Manche Gärten veranstalten Exkursionen zu anderen Gemeinschaftsgärten, zu ökologischen Bäuerinnen und Bauern, zu Gartenausstellungen und SaatgutvermehrernInnen.

Installierung regelmäßige Arbeitsgruppen, die sich nach Interesse, wie Töpfern, Lesen, Schreiben, Malen und ähnlichem treffen. (vgl. Flores 2006: 226 – 234)

#### **7. 4. 4. Gartenprojekte:**

Manche Gemeinschaftsgärten ziehen Pflanzen, beispielsweise Obstbäume, die bei einem Workshop in der Umgebung eingepflanzt werden. Beerntet können sie später alle BewohnerInnen des Grätzels.

Andere bauen neue Gärten auf für Leute, wie ältere oder behinderte Menschen, die zwar den Garten pflegen können, dessen Anlegung aber über ihre Kräfte gehen würde.

Ein Glashaus aus altem Glas und anderen weggeworfenen Materialien wurde gebaut und die gezogenen biologischen Jungpflanzen an die Umgebung verschenkt.

Regelmäßige Lieferungen von frischem Gemüse an Nachbarn betreiben in den U.S.A. manche Community Gardens. (vgl. Flores 2006: 215 - 219)

Dieses sogenannte „Gemüsekiestl“ wird in Wien bereits von einigen biologisch wirtschaftenden LandwirtInnen angeboten.<sup>17</sup>

---

<sup>17</sup> Der Biobauernhof Adamah ist ein Anbieter der Gemüsekieste in Wien. vgl. [http://www.oekokiste.com/adamah/index.php?manufactures\\_id=304100](http://www.oekokiste.com/adamah/index.php?manufactures_id=304100) [6. 2. 2009]

## 8. Kommunikation der GemeinschaftsgärtnerInnen

### 8. 1. Kommunikation im Garten

Hannah Arendt bezeichnet jeden Mensch wenig überraschend als ein einzigartiges Wesen. Damit sich diese Einzigartigkeit aber nicht nur am Äußeren am Körper manifestiert sondern auch das Wesen des Menschen in Erscheinung tritt ist Handeln notwendig. Handeln und Sprechen sind sehr eng verbunden, damit die Handlung nicht unverständlich bleibt. „Taten die nicht von Reden begleitet sind, verlieren einen großen Teil ihres Offenbarungscharakters, sie werden „unverständlich“, und ihr Zweck ist gemeinhin, durch Unverständlichkeit zu schockieren oder, wie wir sagen können, durch die Schaffung vollendeter Tatsachen alle Möglichkeiten einer Verständigung zu sabotieren.“ (Arendt 2007: 218) Um Handlung von Arbeit nach Arendt zu unterscheiden bedarf es einer Gemeinschaft von Menschen, damit die Folgen von Handlungen erst wahrgenommen und für Menschen wirksam werden. Was ein Mensch auf einer Selbsternteparzelle arbeitet, wird seiner Nachbarin egal sein. In einem Nachbarschaftsgarten hat es Auswirkungen, wenn jemand die Himbeerstauden ausreißt damit die Kinder des Gartens keine Himbeeren mehr essen können. So erfordert das gemeinschaftliche Anlegen eines Blumenbeetes, eines Komposthaufens und erst recht eines ganzen Gartens Kommunikation und Austausch über die verschiedenen Vorstellungen der Umsetzung und des Ergebnisses.



Abbildung 15: Die Beetnachbarschaft fördert verstärkte Kommunikation



So wird Kommunikation in der Nachbarschaft erst notwendig und geht über ein „Grüß Gott“ hinaus. Eine erste Konstituierung von bewusster Nachbarschaft passiert durch gemeinsame Arbeit am Thema Garten.

Davon berichtet auch Christa Müller: „Eigenarbeit oder selbstbestimmte Produktion ermöglichen neue Formen der Kommunikation, die nicht beliebig oder künstlich herstellbar sind, sondern eine materielle Basis haben. Die Begegnung der Menschen, die zusammen arbeiten, hat ein Thema. Es geht um etwas. Hier ist die Ökonomie auf der Basis eines gebrauchswertorientierten Sinnzusammenhangs in die sozialen Beziehungen eingebettet. Das bedeutet zugleich, dass hier neue Formen von mittelbarer Gegenseitigkeit eingeübt werden können“ (Müller 2002: 19)

Das geht auch aus den Erzählungen der GärtnerInnen hervor: „Da verbindet ein Thema die Leute miteinander und auch wenn dann ein Fest gemacht wird. Das ist sehr nett, ja. Sehr herzlich finde ich. Das würde mir schon abgehen. Ich mein man kann auch so Festln organisieren. Aber da hat man ein Thema miteinander. Und es ist ein kontinuierliches Thema, weil es ist immer irgendwas. Je nach Jahreszeit, oder gab's ein Unwetter, oder gibt's wieder viele Schnecken oder Blattläuse oder solche Sachen. Es ist immer ein Thema da und das ist schon nett.“ (IV 3: 140)

Auch für Leute, die unsicher sind und nicht so schnell und einfach Kontakt aufnehmen bietet der Garten die Sicherheit der bekannten Tätigkeit, die sie über den Beetrand hinausschauen lässt, was denn die Nachbarin, der Nachbar so tut. (vgl. Taborsky 2008: 139) Das gemeinsame Thema – das Gärtnern gibt Stoff für ein paar unverbindliche Worte, eine Frage. Man kann so nebenbei ein kleines Gespräch anfangen, das bei Sympathie und Interesse weitergeführt wird, aber auch jederzeit ohne unhöflich zu wirken wieder abgebrochen werden kann. Auch schon durch die Gepflogenheit im Garten jede/n zu grüßen hat man den ersten kurzen Kontakt geschlossen, wie ein Gärtner erzählt: „Also auf alle Fälle sagt man einmal Hallo, das ist sicher so und dann fragt man ein bissl wie geht's – je nach Lust und Laune wird miteinander geplaudert, aber meistens ist es schon sozusagen der Aufhänger: Wie läuft's mit den Pflanzen oder man gibt den Gartenschlauch weiter. So ganz banale Dinge und so kommt man dann ein bisserl ins Plaudern ja. Es ist ganz verschieden. Aber das Thema ist meistens – bei mir zum Beispiel - bei Leuten die ich nicht so gut kenne, da ist meistens der Garten der Einstieg.“ (IV 3: 78)

Der Gießplan (zweimal pro Saison ist ein Beet – meist zwei Parteien – für das Gießen der Gemeinschaftsbeete verantwortlich), die regelmäßigen Treffen, gemeinsame Feste,

alle betreffende Sturmschäden oder gemeinsame Gartengeräte geben Anlass um miteinander in Kommunikation zu treten. (vgl. Taborsky 2008: 141, tB 3: 13)

Viele kleine Notwendigkeiten zum Reden gibt das Herrichten und Betreuen des Buffets bei einem Fest, die Aushandlung wer was mitbringt und beim gemeinsamen Heimweg von einem Gartentreffen wird natürlich auch miteinander gesprochen. Über die Einfachheit über Alltäglichkeiten zu reden erzählt eine Gärtnerin: „Da braucht man nicht über Politik reden, oder über Geisteshaltungen. Da redet man: wie wochst den dein Salod so schen und wieso wochst meiner ned so schen. Und dann sogt man: tua hold so - des is unser Ding dort.“ (IV 4: 75)

So entstehen erste Kontakte, die Gespräche werden mit der Zeit länger, man beginnt sich Ratschläge und Tipps zwecks Pflanzenpflege zu geben. Und anders als auf einer Selbsternteparzelle<sup>18</sup>, bei der es ebenfalls zu kurzen Gesprächen und Austausch von Erfahrungen kommt, geht die Kommunikation und ihre Auswirkungen im Nachbarschaftsgarten weiter. Überschüssiges Gemüse wird an andere NachbarschaftsgärtnerInnen – oft kombiniert mit Kochrezept weitergegeben. Obwohl Selbsternteparzellen deutlich größer sind (zwischen 40 und 80 m<sup>2</sup> gegenüber etwa 6 m<sup>2</sup> im Heigerleingarten) und somit unvergleichlich mehr Gemüseüberschuss entsteht, werden hier Teile der Ernte an Freunde und Verwandte weitergeschenkt und nur selten an ParzellennachbarInnen. (vgl. Axmann 2003: 52 – 54)

Im Heigerleingarten entdeckt man im Gespräch, dass man sogar im gleichen Haus wohnt. Erst durch den Garten beginnt man in Kontakt zu treten. Man trifft sich auf der Straße und erkennt sich wieder und bleibt für einen kleinen Plausch stehen. „Und jetzt wie gesagt: du gehst halt irgendwie einkaufen oder ein kleines Kind saust vorbei mit dem Roller und sagt Hallo und dann ist das irgend so ein Mäderl von einem Beet. Ich kenn die ja auch nicht alle beim Namen.“ (IV 4: 93)

Jede/r GärtnerIn hat bestimmte Zeiten zu denen sie/er vermehrt den Garten besucht. Bei Berufstätigen ist das eher der Abend nach der Arbeit, Eltern mit Kindern gehen lieber am Nachmittag, da am Abend die Kleinen schon schlafen müssen. So treffen sich immer die gleichen GärtnerInnen, während sich andere sehr selten sehen. Über die langsame

---

<sup>18</sup> Verschiedene Bauern bieten in Wien (am Roten Berg, Hirschstetten u.a.) Selbsternteparzellen an. Das sind Gemüsefelder die parzelliert und für eine Saison vermietet werden. Die NutzerInnen sind für Unkraut jäten und ernten, teilweise (je nach Bauern) auch für das Gießen zuständig. Erntediebstahl kommt deutlich häufiger vor als im Nachbarschaftsgarten Heigerlein. (vgl. Axmann 2003)

Entwicklung dieses Kontakts erzählt eine Gärtnerin: „Man trifft sich ja täglich, manchmal jeden zweiten. Mit der Nuria (Name geändert) hab ich dann öfters die Beete besichtigt. Die mag das ganz gern so Spaziergänge und schaut was bei den anderen gut wächst oder besser oder schlechter als bei ihr. Wir haben halt so Rundgänge gemacht.“ (IV 5: 26)

Oder ein anderer Gärtner erzählt über Kontaktabbau und Austausch: „Bei meinen Beeren hat mich ein türkisches Mädchen gefragt, ob's auch mal kosten darf, weil die so weiß sind, eine spezielle Sorte und da hat sie nicht gewusst ob die schon reif sind oder nicht. Und da hab ich ihr gesagt sie soll und da hat sie mir dann auch eine Handvoll von Beeren gebracht. Das ist ganz nett.“ (IV 3: 44)

Über erste Gespräche über den Garten und seine Pflege geht es dann weiter über die Kinder und die besten Kindergärten. Es wird über aktuelle Themen gesprochen, die gerade interessant sind. Erstaunlicherweise wussten die wenigsten was die anderen beruflich machen. (vgl. IV 3: 126) Das war nie Gesprächsthema, da es durch das konkrete Thema Garten an dem man gemeinsam arbeitete und das man besprach genügend im Moment bedeutsamen Gesprächsstoff gab. Man lernt sich über, wie eingangs erwähnt Handlung und der Besprechung von Handlung kennen. Dabei lernt man die Lebenswelt und Weltanschauungen der anderen GärtnerInnen ganz nebenbei kennen. Etwaige Vorurteile werden relativiert ohne dass darüber diskutiert werden muss. So erzählt ein Gärtner: „Aber mit der türkischen Familie war's witzig, weil da war grad die Zeit von der EM. Ich bin jetzt zwar kein großer Fußballfan, aber da haben viele Leute darüber geredet und dann hab ich die türkische Familie gefragt: wie sie das sehen, weil die Türkei hat ja recht gut gespielt. Und sie haben erzählt, das waren so dicke türkische Frauen, dass sie bis drei Uhr nachts unterwegs waren, na.“ (IV 3: 50) Nicht bekannt ist, welche Vorstellungen der Gärtner von den Lebenswelten türkischer Frauen mit Kopftuch hatte. Nun hat er die Erfahrung gemacht, dass manche türkische Frauen bis spät in der Nacht auf der Straße feiern können.

Wie auch in interkulturellen Gärten, wo es eine Vielzahl an Menschen mit unterschiedlicher Muttersprache gibt, wird auch im Heigerleingarten die Sprache des Landes an dem der Garten seinen Standort hat gesprochen. Man bedient sich nicht einer gemeinsamen Sprache, wie beispielsweise Englisch, wenn die Verständigung auf Deutsch mühsam wird. Das motiviert Deutschkurse zu besuchen (die viele interkulturelle Gärten selbst anbieten) und durch die Übung der Sprache werden auch die Deutschkenntnisse größer. (vgl. Taborsky 2008: 140)



**Abbildung 16: Kennen lernen durch gemeinsames Arbeiten**

Anders als das bei den Hohlraumforschern in Form von Höhlenlatein vorkommt entwickeln die GärtnerInnen keine eigene Sprache zur gezielten Abgrenzung von Außenstehenden. (vgl. Hubmayr 1994: 117) Denn Kommunikation passiert auch mit den Vorübergehenden über den Gartenzaun, mit den Pflegebedürftigen des Hauses der Barmherzigkeit, die den Garten zwecks Therapie aufsuchen. Sie freuen sich besonders über den Kontakt mit kleinen Kindern. (siehe Kapitel Gartentherapie).

Und über den Garten wird auch mit ArbeitskollegInnen, FreundInnen und in verschiedenen Runden gesprochen. Er ergibt somit auch außerhalb des Gartens ein Gesprächsthema, das auf Interesse stößt, was vereinzelt sogar zur Planung neuer Gemeinschaftsgärten führt.

„Weil ich bin auch in so einem Regionalteam im 14. Bezirk und da hab ich davon erzählt, aber sozusagen halt als Privatperson, dass ich dort Mitgärtner bin und da war reges Interesse da und es ist jetzt die Überlegung, dass auch im 14. Bezirk eine Fläche gesucht wird wo dann angebaut wird und so ein Gemeinschaftsgarten initiiert wird und ich hoff, dass da was weitergeht.“ (IV 3: 136)

„Weitergehen“ tut auch im 19. Bezirk etwas, wo ein Gemeinschaftsgarten geplant wird, auch der Verein Wirbel hat nördlich der Donau einen gemeinschaftlich betriebenen Garten im Herbst 2008 gegründet.

## 8. 2. Kommunikation über das Internet

Informationen über Treffen, Ideen und Anregungen, Aushandlungen über verschiedenen Pflichten (z. b. Gießdienst + Schädlingskontrolle), Unwetterschadensmeldungen und ähnliches wird im Nachbarschaftsgarten Heigerlein per E-Mail ausgetauscht. Dabei gibt es aber drei Parteien, die keinen E-Mail Zugang haben. Diese Zahl vergrößert sich, da zwei Familien über das Nachbarschaftszentrum zum Garten gekommen sind und sie auch nicht im E-Mail Verteiler aufgenommen sind. Sie werden über die Verantwortliche im Nachbarschaftszentrum informiert. Die Zahl vergrößert sich um weitere Personen, die mit der etwas komplizierten Anmeldung zu dem Verteiler Probleme haben. Um niemanden auszuschließen wurde versucht alle E-Mails und Sitzungsprotokolle im Werkzeugschuppen im Garten aufzuhängen, was aber durch die große Zahl der Nachrichten undurchführbar wurde.

Das führte dazu, dass eine Interviewpartnerin erzählte, dass es an Gemeinschaftsaktionen bisher zwei Feste, einen Arbeitseinsatz und ein Treffen mit Pflanzberatung gegeben hätte. Von den regelmäßigen Treffen, wo alles besprochen und geplant wird wusste sie nichts. Eine andere kam zu einem Gartentreffen zu spät, da es kurzfristig per Mail um eine Stunde verschoben wurde. Ein anderer Gärtner erzählte, dass für die Initiatorinnen ein Buch als Dankeschön gebunden wurde, in dem jede Familie ein Blatt gestalten sollte: „Ich glaub einige haben's dann nicht gemacht. Es ist ja dann auch immer so schwierig. Es kommunizieren nicht alle immer so viel über E-Mail. Man kriegt immer wahnsinnig viele E-Mail über den Garten. Da schreibt dann einer: Ja ich kann leider nicht kommen zu dem Treffen und das schreibt er dann an alle und dadurch hat man dann, wenn ein paar absagen ganz viele E-Mails bekommen. Vielleicht sind sie da auch untergegangen, aber im Großen und Ganzen haben dann viele Familien ein echt nettes Blatt gestaltet.“ (IV 6: 168)

Dass die Kommunikation über Internet nicht gut funktioniert ist auch den Initiatorinnen bewusst. Eine wirkliche Lösung des Problems ist aber nicht in Sicht, wenn auch ein eigener Posten geschaffen wurde für den Informationsfluss und damit die E-Mails transparenter werden. Sowohl die Initiatorinnen als auch die Freiwillige für den Posten der Informatorin haben bereits letztes Jahr versucht Nachrichten allen zukommen zu lassen, was aber durch die Menge an Informationen und auch durch ihre begrenzter Zeit nicht befriedigend funktionierte. (vgl. IV 7: 116) Solange nicht eine optimale Methode gefunden wird, wie sich das ändern lässt wird sich vermutlich nichts ändern.

Über Erfahrungen anderer Nachbarschaftsgärten, die vermutlich auch mit diesem Problem konfrontiert sind wurde in der Literatur leider wenig gefunden. In Berlins Gärten gibt es zusätzlich zu Internet Telefonketten und Patenschaften für jene GärtnerInnen, die keinen Internetzugang haben. (vgl. Madlener 2008: 155) Möglicherweise würde eine Telefonkette und der Verzicht auf Internet, in doppeltem Sinne hilfreich sein. Jede/r hätte einen ähnlichen Informationsstand und keiner wäre von einer E-Mailflut überschwemmt.

## **9. Konflikte**

### **9. 1. Privat oder Öffentlich**

Große Konflikte gibt es im Heigerleingarten nicht. Vielmehr zeigt der Garten ein Bild des Friedens, des harmonischen Zusammenseins. Interessensunterschiede sind latent, nur in Einzelgesprächen erfahrbar vorhanden. (vgl. IV 5: 54) Diese zeigen die Schwierigkeiten, die in der österreichischen Bevölkerung vorhanden sind mit dem Gedanken „Community“ oder öffentlichem Eigentum.

Von einigen wird der Garten als exklusiver Garten der GemeinschaftsgärtnerInnen gesehen. Sie haben Probleme damit, dass „Fremde“ sich im Garten aufhalten und sie den Garten offen halten sollen, solange sie sich im Garten aufhalten. Sie würden ihn lieber immer zusperren. (vgl. IV 5: 50 - 52) Demgegenüber steht das Interesse vieler GärtnerInnen, sowie der Initiatorinnen die Nachbarschaft vermehrt in den Garten mit ein zu beziehen. Einige InterviewpartnerInnen würden den Garten am liebsten immer offen halten. (vgl. IV 3: 205) Dieser Wunsch wird aber mit versicherungstechnischen Argumenten sofort als Gesprächsthema beendet. (vgl. IV 1: 64) Auch Bettina Kletzer eine Diplomantin erzählt, dass sie von den GärtnerInnen zwar die offizielle Erlaubnis erhalten hat, für ihre Forschungen den bauchhohen Gartenzaun zu übersteigen, falls keiner im Garten ist. Als sie aber von manchen GärtnerInnen im geschlossenen Garten vorgefunden wurde, wurde sie angesprochen was sie hier täte. In der Folge beschloss sie den Zaun nicht mehr zu überklettern. (vgl. Kletzer 2008: 28, 53)

Ein Gartenzaun als Grenze zwischen privat und öffentlich – hier halbprivat und öffentlich macht etwas aus im Bewusstsein der Menschen und wirkt auf ihr Handeln. (vgl. Kletzer 2008: 42 – 45) In vorausseilendem Gehorsam betreten viele PassantInnen den Garten erst gar nicht. In Bezugnahme auf Bourdieu meint Kletzer, dass die Nachbarschaft über kein entsprechendes Kapital, in diesem Fall über ein Beet und den Schlüssel für das Gartentor verfügt und sich deshalb durch Selbstexklusion von einem Gefühl der im Garten möglicherweise entstehenden Deplaziertheit befreit. (vgl. Kletzer 2008: 47)

In zunehmenden Maß aber überwinden BewohnerInnen des Grätzels diese Hürde. Das führt bei manchen GärtnerInnen zu inneren Konflikten, wenn sie den Garten verlassen wollen und noch GartennutzerInnen, die über keinen Schlüssel verfügen sich im Garten aufhalten. Manche sperren die Leute ein und sagen ihnen sie sollen den Zaun übersteigen, wenn sie später hinaus wollen. Andere schicken die Menschen auch hinaus, wenn sie selbst gehen. Beide Varianten führen bei einigen GärtnerInnen zu schlechtem Gewissen und der Unsicherheit, wie der Rest der GärtnerInnenschaft auf ihre Handlung reagiert, sollten sie beobachtet werden. (vgl. IV 5: 50 – 52)



**Abbildung 17: Der Garten zieht das Interesse vieler PassantInnen auf sich**

Es gibt also nicht nur Interessensunterschiede über die öffentliche Nutzung des Gartens sondern auch Unsicherheiten mit dem Umgang von GartennutzerInnen, die über kein eigenes Beet verfügen. Um diese unterschiedlichen Wünsche auf einen Nenner zu bringen, wäre es wichtig wenn die Gruppe sich bei einem Gruppentreffen mit möglichst vollständiger Teilnahme darüber einigen würde, ob sie einen exklusiven Garten nur für die GärtnerInnen haben will oder einen Nachbarschaftsgarten nach Vorbild der nordamerikanischen Community Gardens mit einer belebenden Wirkung auf die gesamte Nachbarschaft oder einen dritten erst zu verhandelnden Weg geht.

Überlegungen dazu gibt es auch aus dem nordamerikanischen Raum. Robin Simmen schreibt von der Notwendigkeit die Nachbarschaft in einen Community Garden

einzu beziehen. Das ist besonders bei kleinen Gärten mit begrenztem Raum, wie das auch auf den Heigerleingarten zutrifft eine große Herausforderung. Im Heigerleingarten bewarben sich weit aus mehr Personen um ein Beet, als der Garten Beete zu Verfügung stellen konnte. Um Neid hintan zu halten ist es notwendig Teilhabe an dem Garten auch einer größeren Nachbarschaft zu ermöglichen. Die Identifikation eines Grätzels mit einem Gemeinschaftsgarten minimiert die Gefahr von Vandalismus. Etwas Eigenes, Wertvolles wird nicht zerstört. Simmen bestätigt das indem er schreibt: "What gardeners need to remember is that reaching out benefits the garden, too. Being inclusive is the only way to ensure a garden's longevity – by making it a resource that the community depends on, supports, and protects." (Simmen 2008: 101)

Eine fixe Gartengruppe, die die Nachbarschaft einbezieht und Aktionen setzt, die zu einer Belebung des Grätzels führen, kann argumentieren ihre Auflösung würde dem ganzen Grätzel schaden. Kümmern sich GemeinschaftsgärtnerInnen nur um die eigenen Beete und die exklusive Gruppe, könnte sich die Frage stellen, warum gerade sie in Genuss eines gratis Beetes kommen und andere nicht. Die Bezirksvorstehung könnte um Neid in der Bevölkerung zu verhindern und um dem Vorwurf von Bevorzugung zu entgehen einen jährlicher Wechsel der GärtnerInnen vornehmen. (vgl. IV 1: 136) Das wäre allerdings kontraproduktiv sollte der Garten auch eine Breitenwirkung für das Grätzel entwickeln.

Dieses Thema ist auch in den Nordamerikanischen Gärten ein Diskussionspunkt. Während Gärten in Seattle immer offen sind, werden sie in New York oftmals, wie im Heigerleingarten nur geöffnet wenn ein/e Gärtnerin im Garten ist. Manche Gärten in New York haben einen offenen Teil und einen, der nur mit dem passenden Schlüssel betreten werden kann. Zu dieser Variante kommt man aufgrund von Ängste in Bezug auf Vandalismus und Diebstahl. Dazu meint Sally McCabe von der Pennsylvania Horticulture Society: „Nothing short of landmines will keep out a determined thief who wants your tomatoes.“ (Simmen 2008: 104)

Diesem Argument folgend ist es unerheblich wie hoch der Gartenzaun ist. Jemand der darüber will wird das in den allermeisten Fällen auch schaffen.

Ein niedriger Gartenzaun, der im Gesprächsraum keine Barriere darstellt ist wichtig um den Austausch zwischen GärtnerInnen und der Nachbarschaft in Form von Gespräche über den Zaun zu ermöglichen und so den Kontakt zwischen Nachbarschaft und GärtnerInnen zu fördern.



## 9. 2. Einbeziehung von GrätzelbewohnerInnen

Robin Simmen betont die Wichtigkeit die Nachbarschaft in einen Gemeinschaftsgarten ein zu beziehen und nennt einige Möglichkeiten, wie auch NichtgärtnerInnen vom Garten profitieren können:

- Durch das Setzen von Himbeeren, Stachelbeeren und anderen Beerensträuchern entlang des Gartenzauns, deren Früchte auch von Außen, von Vorbeigehenden geerntet werden können.
- Durch freundliche Gespräche über den Gartenzaun mit neugierigen Passanten über Themen wie Umweltschutz und gerechte Verteilung von Ressourcen und die Möglichkeiten Einzelner dazu beizutragen.
- Durch Workshops zu Themen, zu denen die GärtnerInnen Kompetenzen mitbringen und die sie selber abhalten können.
- Gartenführungen
- Mehrsprachige Informationsschilder zu den Pflanzen, Kompost und seine Entstehung u.ä.
- Gartenpavillions oder „casitas“ (kleine Hütten, die vor allem die Spanischsprechenden GärtnerInnen in den U.S.A. aufstellen), die gemeinsam mit den Wiesenflächen lokalen Gruppen, Vereinen und Schulen stundenweise zu Verfügung gestellt werden.
- Einbeziehung von lokalen Künstlern, Schaffung von Kunstobjekten in Gemeinschaftsaktionen und fixe Installation im Garten oder Grätzel. (vgl. Simmen 2008: 101 – 106) Lenny Librizzi schlägt dafür einladende, phantasievolle Zäune, die von künstlerisch begabten Menschen gestaltet werden vor.



Abbildung 18: Gartenzaun des EL Sol Brillante Gartens aus Manhattan. Entwurf Julie Dermansky. (Librizzi 2008: 86)

- Ein kleiner Patio im Eingangsbereich, ein gemütlicher Platz mit Mosaikmustern aus Natursteinen, Terra- Cotta Ziegeln u.ä. am Boden und mit Bänken ladet Vorbeigehende und GärtnerInnen zum Hereinkommen und Verschnaufen ein. (vgl. Librizzi 2008: 87 – 89)

Alle diese Vorschläge aus den us- amerikanischen Communtiy Gardens sind Vorschläge, wie die Nachbarschaft den Gemeinschaftsgarten nutzen oder einbezogen werden kann, die im Nachbarschaftsgarten Heigerlein, bis auf einige Gespräche über den Gartenzaun nicht vorkommen. Vorkommen tut, wie oben erwähnt, das Aussprechen von Einladungen von Seiten der GärtnerInnen an die PassantInnen, den Garten doch zu betreten, was in zunehmenden Masse auch angenommen wird. Auch eine Gemüsebox wurde am Zaun montiert in die die Gärtnerinnen überflüssiges Gemüse für die Vorbeigehenden zur freien Entnahme legen. Zu Bedenken ist, dass der Garten erst eine Saison besteht, die Zeit der GärtnerInnen begrenzt ist und mit dem Anlegen von Gemeinschaftsbeete, Feste gestalten, Gartentreffen und Orientierung in der Gruppe ausgefüllt war.

## 10. Ernte

### 10. 1. Erlerntes der GärtnerInnen

Fragt man die NachbarschaftsgärtnerInnen was sie in der kurzen Zeit von einer Saison im und am Garten gelernt haben wird eine Reihe von Lernfeldern genannt. Sie haben sich Wissen angeeignet, aber auch eigene Einstellungen und Gefühle verändert:

Gärtnerisches
Kommunikations- und Kontaktfähigkeit
Selbstbewusstsein und Stolz
Gruppenerfahrung
Alltagsroutine
Grätzelnbewußtsein
Interkultureller Austausch
Deutsch geübt
Organisatorische Skills
Optimistische Lebenseinstellung

**Abbildung 19: Im Garten Erlerntes**

### 10. 1. 1. Gärtnerisches

Was das Gärtnern betrifft geben alle befragten GärtnerInnen an dazu gelernt zu haben. Das reicht von der Idee sich an einem Garten zu beteiligen über Säen, Gestalten und Pflanzen zu Gießen und Pflege bis zur Ernte. Ein Gärtner erzählt, dass er nun die kleinen Pflänzchen, die er gesät hat erkennt und nicht wie anfangs als Unkraut auszupft. (vgl. IV 6: 121) Viele haben neue Pflanzen durch die Nachbarbeete kennen gelernt. Oft sind das auch Pflanzen, die in anderen Kulturkreisen verwendet werden. Auch bei der Pflege konnte von den unterschiedlichen Nationen, die im Garten vertreten sind profitiert werden. So erzählt eine junge Frau, dass sie hier gelernt hat die frischen Tomatentriebe ab zu zwicken, da im Unterschied zu der Türkei die Gartensaison kürzer ist und die Zeit genutzt werden soll für das Ausbilden reifer Tomaten und nicht für das Wachstum zahlloser Seitentriebe. (vgl. IV 2: 165) Mehrfach nannten die GärtnerInnen den Austausch von Gemüse, das wenn es für die EmpfängerIn unbekannt war mit einer Kochanleitung überreicht wurde. (vgl. IV 2: 130)

Von den Schwierigkeiten reifes Gemüse zu ernten sprechen zwei GärtnerInnen. Der einen fiel auf wie viel Gemüse verdarb, weil es niemand verwendete. Ihre Vermutungen über die Ursachen waren dahingehend, dass viele makelloses Gemüse aus dem Supermarkt kennen. Weniger regelmäßig gewachsenes, oder großes Gemüse oder gar Ernte mit Fraßspuren von Schädlingen wird weggeworfen oder liegen gelassen. Aber auch schöne Salathäupel wuchsen aus. (vgl. IV 4: 69) Der zweite Gärtner nennt eigene Schwierigkeiten den Garten bzw. die Ernte in seine Konsumgewohnheiten einzubauen. „Aber das braucht sicher noch eine Zeit, dass ich mehr anpflanze und das mehr in meine Gewohnheiten einbaue. Also da bin ich noch zu sehr dieser typische Konsument, der beim Billa einkauft. (...) Weil der Schnittlauch hat zum Blühen angefangen und ich hab ihn gar nicht abgeschnitten. Ich hoffe das wird im nächsten Frühjahr anders. Da muss ich noch ein bissl arbeiten an mir.“ (IV 3: 130)

Gemeinschaftsgärten werden auch als Möglichkeit gesehen ein wenig Selbstbestimmung über die eigene Nahrung zu erlangen und nicht nur auf den „Malboueffe“, den „Scheißfraß“, industriell erzeugter und hormonbehandelter Nahrungsmittel, die transnationale Konzerne durch ihre nahezu Monopolstellung den Menschen aufzwingen angewiesen zu sein. (Mies 2002: 211 - 215) Sie bieten zumindest eine kleine Ergänzung an biologischem und frisch geerntetem und nicht über tagelange Transportwege verfrachtetem Gemüse zu dem üblichen Marktangebot. Dieses Bewusstsein ist bei manchen GärtnerInnen vorhanden wie obiges Zitat zeigt, bedeutet aber auch eine Umstellung der eigenen Gewohnheiten.



**Abbildung 20: Herbstarbeiten im Garten**

### **10. 1. 2. Selbstbewusstsein und Stolz**

Die Erfahrung sich selbst als ProduzentIn zu erleben, dass aus den gesäten Samen Pflanzen wachsen und Gemüse geerntet werden kann erfüllt die GärtnerInnen mit Stolz. Der sichtbare Erfolg freut die UrheberInnen und gibt Selbstbewusstsein. So erzählt eine Gärtnerin: „Jedes Mal wird etwas groß. Spaß, wie sagt man das. Ich habe das selbst gemacht. Natürlich, wenn sie groß werden, wird mir immer besser.“ (IV 2: 71) Sie erzählt im Laufe des Interviews von der Anerkennung, die sie für ihr geerntetes Gemüse und die gut wachsenden Pflanzen sowohl von den anderen GärtnerInnen als auch von verschiedenen Verwandten bekommt. (vgl. IV 2: 5, 218) Dabei strahlt sie über das ganze Gesicht. Diesen Stolz kann man latent in vielen Interviews wahrnehmen, wenn über die Fortschritte im Umgang mit Pflanzen erzählt wird.

Auch Susan Fields schreibt von einem Gartenprojekt mit Jugendlichen, die sehr unrealistische oder gar keine Zukunftspläne hatten. Das Projekt sollte mithilfe die Finanzierung ihrer weiteren Schullaufbahn zu sichern. Sie erwarben mit der Zeit viele Kenntnisse und Fähigkeiten und waren stolz ihr Wissen über Pflanzen und Tierpflege

weiterzugeben. Diese Veränderung passierte nicht von einem Moment auf den anderen, aber mit der Zeit wurden sie Selbstbewusster. (vgl. Fields 2008:49)

### **10. 1. 3. Kommunikations- und Kontaktfähigkeit**

Drei GärtnerInnen erzählen, dass sie aufgeschlossener und kommunikativer durch den Garten geworden sind. Eine Gärtnerin bezieht das auf die Möglichkeit mit mehr Menschen zu reden, weil einfach im Garten viele gesprächsbereite Leute da sind. Dadurch bemüht sie sich selber um mehr Kommunikation. (vgl. IV 1: 48) Ein anderer Gärtner hat sich mit einer Gärtnerin zusammengeschlossen, die ähnlich wenig Erfahrung mit Pflanzen hat als er und gemeinsam tauschen sie sich über neue Entdeckungen, die sie in Gesprächen mit fortgeschritteneren GärtnerInnen gemacht haben aus. Das Unwissen dient hier als Anstoß mit Menschen in Kontakt zu treten. Dadurch sei er aufgeschlossener geworden, erzählt er. (vgl. IV 3: 102)

Eine dritte Gärtnerin erzählt, dass sie im Garten Leute mit einem unterschiedlichen Hintergrund trifft, mit welchen sie in ihrem alltäglichen Umfeld wenig in Berührung kommt. Sie erzählt weiter: „So lerne ich, dass ich halt wieder auf neue Menschen zugehe, mich denen gegenüber öffne und auch Interesse zeige. (...) Man hat dann irgendwann seinen Bekanntenkreis, Freundeskreis Mitte 30ig, der sich nicht mehr sehr viel ändert und das eröffnet wieder eine ganz neue Welt, wo ich wieder gefordert bin zu schauen, wie die Menschen da drauf sind.“ (IV 5: 98) Hier eröffnet das neue Umfeld Garten die Möglichkeit einer neuerlichen Öffnung fremden Menschen gegenüber, die durch einen befriedigenden fixen Freundeskreis verloren gegangen ist.

### **10. 1. 4. Gruppenerfahrung**

Eine Gärtnerin erwähnt, dass sie Erfahrung sammeln konnte was Gemeinschaft betrifft. Eine andere erzählt, dass ihr die Gruppe der GärtnerInnen, die Möglichkeit eröffnete eine neue Rolle in einer Gruppe auszuprobieren. Oftmals sei sie mit der Leitung beauftragt und könne nun durch den bewussten Rollenwechsel eine neue Perspektive einnehmen, die eines „normalen“ Mitglieds, das sich nicht über ein übliches Maß engagiert indem sie keine spezielle Aufgabe übernimmt. (vgl. IV 1: 58, IV 4: 97) Dies dürfte einen neuen Aspekt aufzeigen, da in der Literatur von vermehrten Engagement und Verantwortungsübernahme durch die Erfahrung der eigenen Wirksamkeit und biografisch entstandenen Handlungsmustern gesprochen wird. (vgl. Auer 2005: 245)

### **10. 1. 5. Alltagsroutine**

Große Veränderung des Lebensalltags wie das in anderen Gemeinschaftsgärten vorkommt findet sich nach Einschätzung einer Initiatorin, vermutlich auch wegen der

kurzen Bestehensdauer von einer Saison im Nachbarschaftsgarten Heigerlein nicht. „Also das was ich in den Interviews mit den Berliner Gärtnerinnen auch so entdeckt habe, also was dieser Raum auch mit den Leuten so macht, dass es da auch zu einer Veränderung zu ihrer eigenen Gefühle, Wahrnehmung, Einstellung, Persönlichkeiten oder so auch kommt. Wo dieser Garten auch ein ganz zentrales Element ihres Lebensalltags geworden ist – das seh ich eigentlich in der Heigerlein überhaupt nicht.“ (IV 7: 27)

Die Aussagen zweier GärtnerInnen zeichnen hier ein etwas anderes Bild, auch wenn es nur graduell differiert von der Einschätzung der Initiatorin. Was die Einbindung des Gartens in den Lebensalltag betrifft so ist er kein „zentrales“, aber doch wesentliches Element des Tagesablauf. Dafür spricht auch die Angabe dreier GärtnerInnen den Garten beinahe täglich zu besuchen. Für einen dieser Gärtner hat er „einen starken Einfluss auf die Alltagsroutine“. Er nutzt ihn nach eigenen Angaben sehr intensiv und empfindet ihn als eine Erhöhung der Lebensqualität. An manchen Tagen kommt er mehrmals täglich vorbei, oft auch nur auf einen Sprung um zu schauen, ob alles in Ordnung ist, als kleiner Umweg wenn er unterwegs ist. (vgl. IV 6: 112)

Eine weitere Gärtnerin sieht diesen starken Einfluss auf den Lebensalltag nicht, auch wenn „man halt mehr zu tun hat. Man muss schon ein bißl eine Zeit einplanen. Zum Beispiel, wenn man um sechs nach Hause kommt, muss man noch in den Garten schau'n, gießen. Man muss einfach, den Tagesablauf danach ausrichten. Man kann erst später weggehen.“ ( IV 1: 54) Auch für sie hat sich die Alltagsroutine, wenn auch in kleinem Masse verändert.

Eine erste Veränderung der Persönlichkeit ist zu bemerken. Die GärtnerInnen werden offener, kommunikativer und denken positiver. (siehe weitere Unterkapitel von Erlerntes) Der Garten macht ihnen sichtbar Freude. Manche betonen auch, dass sie gern davon erzählen. (vgl. IV 3: 180)

#### **10. 1. 6. Grätzelsbewusstsein**

Durch den Garten entstehen Bekanntschaften. So trifft man im Grätzl, beim Einkaufen und Spazieren gehen immer wieder Bekannte, die man grüßt oder auch mit ihnen plaudert. Nicht nur die Umgebung auch einige Leute sind einem vertraut. Das schärft ein Grätzelsbewusstsein, die Menschen fühlen sich zu Hause. Eine Grätzelidentität entsteht. (vgl. IV 4: 93) Eine Gärtnerin erzählt, es sei ein wenig, wie am Land, wo sich jede/r kennt und man sich grüßt und miteinander plaudert. Sie fühlt sich dadurch wohl und beginnt „Wurzeln zu schlagen“ im Grätzl. (vgl. IV 1: 54)

### **10. 1. 7. Interkultureller Austausch**

Der Garten bietet MigrantInnen, die oft im klassischen Sinne wenig gebildet sind die Möglichkeit ihre Ressourcen und ihr Wissen, das oft agrarkulturellem Hintergrund entstammt einzubringen. Sie erleben sich als Handelnde, als Erfahrene, die ihr Wissen anderen GärtnerInnen zu Verfügung stellen und somit auch einen Beitrag zu Integration leisten. Das fördert die Erfahrung zum Leben im Gastland aktiv etwas beitragen zu können und stärkt das Selbstbewusstsein. (vgl. Müller 2002: 78) So erzählt eine Gärtnerin mit Migrationshintergrund, dass sie zur Düngung Schafsmist aus Niederösterreich in den Garten gebracht hat und dieses Wissen mit den MitgärtnerInnen, die ihre gedeihenden Pflanzen bewundert haben auch teilte. (vgl. IV 2: 20 – 32)

Vorurteile, die auf beiden Seiten vorhanden sein können, werden im Garten im alltäglichen Gespräch abgebaut. (siehe auch Kapitel Kommunikation) Im Gespräch werden unverständliche Handlungen erklärt. Vorurteile können durch das Miterleben und Verstehen von Handlungen von Menschen mit anderem kulturellen Hintergrund schneller abgebaut werden, als in stundenlangen Diskussionen. (vgl. IV 3: 50) Das beschränkte Wissen der ÖsterreicherInnen über andere Religionen wird von der Ebene der „ReligionsführerInnen“ auf die der Alltagspraxis heruntergebrochen. Im Garten kann die Vielfalt der Lebenspraxis ein und derselben Religion, die von Region zu Region stark variiert erlebt werden und so ein differenzierteres Bild beispielsweise des Islam in den Köpfen der GärtnerInnen entstehen. Vorkonstruierte, von „Außen“ einseitig vermittelte, nationale oder eindimensional-religiöse Religionskonzepte basierend auf Geboten und Verboten können dekonstruiert werden. Auf Basis von Erzählungen von den Kulturträgern selbst und dem Miterleben kulturell bedingter Handlungen werden neue Freiräume geschaffen. (vgl. Müller 2002: 161)

Dieser interkulturelle Austausch wird von den NachbarschaftsgärtnerInnen Heigerlein auch geschätzt. Durch den Garten können sie mit „Familien reden, mit denen sie sonst nicht soviel Kontakt hätten“ (IV 3: 100) Ihr soziales Umfeld wurde erweitert, das sie wieder bewusster wahrzunehmen gelernt haben und auch der Umgang mit MigrantInnen wird geübt. (vgl. IV 5: 98)

### **10. 1. 8. Deutsch üben**

Eine der interviewten GärtnerInnen hat nicht Deutsch als Muttersprache. Sie bestätigt, dass sie im Garten im Deutsch üben könne und dass es ihr helfe, wenn Leute korrektes Deutsch sprechen und ihre Formulierungen auch verbessern. (vgl. IV: 189) Auch für

fortgeschrittene Deutschlernende bietet der Garten einen Vokabelschatz, der im alltäglichen Leben einer Stadt üblicherweise selten erlernt werden kann.

#### **10. 1. 9. Organisatorische Skills**

Auch wenn im Heigerleingarten die Organisation bisher von den Initiatorinnen übernommen wurde, so konnten die GärtnerInnen einen Einblick in organisatorische Abläufe und Notwendigkeiten für die Gründung und Instandhaltung eines Gemeinschaftsgartens bekommen. Diese Erfahrungen kann ein Gärtner in seine Arbeit mitnehmen. (vgl. IV 3: 145)

Dieser Erfahrungsschatz wird sich erweitern, wenn im Frühjahr 2009 die Kerngruppe der NachbarschaftsgärtnerInnen die Organisation, Kommunikation und Öffentlichkeitsarbeit des Heigerleingartens übernehmen. Dabei werden Beziehungen und Kontakte zu Magistratsabteilungen, dem Bezirksamt und zu Medien notwendig und der Umgang mit ihnen erlernt bzw. erprobt.

#### **10. 1. 10. Optimistische Lebenseinstellung**

Das Erleben eines wachsenden Gartens fördert eine zuversichtliche Grunderwartung. Das Vertrauen in andere Personen wird gestärkt. So erzählt eine Gärtnerin, dass sie zu Beginn des Gartens gedacht habe: das kann nichts werden. Die GärtnerInnen werden sich nicht um den Garten kümmern und Personen von außen werden Gemüse stehlen und ihn zerstören. Diese Einstellung wurde von ihrem sozialen Umfeld geteilt. Durch das Erleben des Engagements der MitgärtnerInnen, des großen positiven Interesse der Vorbeigehenden ebenso wie der Tatsache das es keine Akte von Vandalismus gab denkt sie nun viel optimistischer. (vgl. IV 1:58) Optimismus und Vertrauen dass das eigene Handeln einen Sinn macht und auch länger bestehen kann fördern persönliches Engagement. „Glaube kann Berge versetzen“ so sagt ein altes Sprichwort. Dieser Optimismus, der einen Gärtnerin kann auch die MitgärtnerInnen motivieren sich vermehrt für den Garten zu engagieren und sich so fortpflanzen, was wieder den Optimismus der Gärtnerin stärkt. Das Erleben eigener Gestaltungsfähigkeiten kann zu zukünftigem aktiven Einbringen in anderen Kontexten führen. (vgl. Aner 2005: 245)

### **10. 2. Gartentherapie**

Durch die vielfältige Wirkung wird Gartentherapie bei unterschiedlichsten Problemlagen eingesetzt. Sie kommt bei psychisch Kranken, Straffälligen, Arbeitslosen, behinderten und alte Menschen zur Anwendung. (vgl. Fields 2008: 48 – 56) Den Heigerleingarten nutzt das Haus der Barmherzigkeit, ein Pflegeheim für ältere Menschen, das direkt neben dem Nachbarschaftsgarten liegt. Im Rahmen der Ergotherapie werden zwei



Gartengruppen geführt, die jeweils einmal in der Woche, am Nachmittag in den Garten gehen um diesen zu pflegen und zu erleben. Im Sommer dauert das eineinhalb Stunden, im Winter wird das auf Grund der Kälte auf eine Stunde reduziert. Die Gruppen sind eher klein, da die Betreuung sehr intensiv ist. (vgl. IV 8 : 7, 45)

Als vorteilhaft hat sich herausgestellt, wenn sie von einem/r ErgotherapeutIn und einem/r Physiotherapeuten und PraktikantInnen begleitet werden, da sich die beiden Therapierichtungen im Garten gut ergänzen, wie eine Ergotherapeutin meint: „Physiotherapeuten mehr mit diesem motorischen Aspekt arbeiten und wir als Ergotherapeutinnen mehr über die Sinnesebene, die Wahrnehmungsebene und auch die Handlung.“ (IV 8: 7)

Von Ärztin oder Arzt werden die PatientInnen für etwa 20 Therapieeinheiten zugewiesen. Die Therapie ist freiwillig. Sollte es sich herausstellen, dass sie einem/r Patientin nicht zusagt, wird der Platz an eine/n andere/n vergeben. (vgl. IV 8: 43)

Genau wie bei den restlichen NachbarschaftsgärtnerInnen sprechen besonders Menschen, die selbst früher einen Garten hatten auf das Medium Garten an. (siehe Kapitel Motivation Gärtnern) Das wird von den TherapeutInnen genutzt um ins Gespräch zu kommen und um das Gedächtnis zu trainieren. (vgl. IV 8: 9)

„Grundsätzlich geht man davon aus: wenn etwas vertraut ist, werde ich den Menschen darüber eher ansprechen können; wenn der Garten vertraut ist, oder er einen gehabt hat oder früher gern irgendwohin gefahren ist in die Natur. Aber so in den Biografien gibt's ja fast niemanden, der nie irgendwas mit Garten zu tun gehabt hat. Aber so als gemeinsamer Nenner (derjenigen, die auf Gartentherapie besonders ansprechen) ist Garten in der Biografie vielleicht so das eheste.“ (IV 8: 21)

Christine Plahl schreibt, dass Menschen, wenn sie in der Natur sind, sich unbewusst mit ihrer evolutionären Entwicklung, - die allermeiste Zeit der Menschheitsgeschichte verbrachte der Homo sapiens in der Natur - verbinden. Das stärkt das persönliche Wohlbefinden, das Vertrauen in das Leben selbst, da sich der Mensch als Teil der Natur empfinden kann. Diese Verbindung mit der Erde, als solche kann man einen Garten auch bezeichnen, tut der Psyche gut. (vgl. Plahl 2004: 52 - 53)

Rachel und Stephen Kaplan forschten zu der Frage: was gärtnern den GärtnerInnen bringt. Als Antwort erhielten sie in erster Linie: Ruhe und Gelassenheit. Aber auch Neugierde auf Neues, Faszination durch die Natur, praktischen Nutzen und die Erfahrung, dass das, was passiert, Ergebnis der eigenen Arbeit ist und somit unter der eigenen Kontrolle steht.

Weiter Untersuchungen von Robert Ulrich und Rachel Kaplan haben ergeben, dass Natur der Gesundheit förderlich ist. KrankenhauspatientInnen, die einen Blick ins Grüne durch ein Fenster hatten, wurden schneller gesund und verlangten auch weniger nach Schmerzmitteln. (vgl. Neuberger 2004: 88; Fields 2008: 51)

Menschen, die am Land wohnen oder gar in der Landwirtschaft tätig sind erleben den Rhythmus der Natur viel intensiver als Städter. (vgl. Schneemeyer 1999: 35) Durch den fast ununterbrochenen Aufenthalt in Pflegeheimen mit Kunstlicht und gleichmäßiger Temperatur geht für pflegebedürftige Menschen der Kontakt zum Rhythmus der Natur, dem Wechsel der Jahreszeiten und von Tag und Nacht fast völlig verloren.

So konnte Brigitte Leichtfried in ihrer Forschungsarbeit herausfinden, dass GeriatriepatientInnen, die sich im Garten aufhielten, bzw. dort arbeiteten einen besseren Tag/Nachtrhythmus entwickelten. Ihre Stimmung hob sich und dadurch konnten Antidepressiva, Schlaf- und Schmerzmittel reduziert werden. (vgl. Leichtfried 2006: 118) Auch die Erfahrungen, die im Rahmen der Ergotherapie im Heigerleingarten gemacht wurden, decken sich mit den Angaben der Literatur.

Ein wesentlicher Faktor ist die Freiwilligkeit und der Spaß den die PatientInnen am Garten und der Gartenarbeit haben. Dazu meint die Ergotherapeutin vom Haus der Barmherzigkeit: „Ja, Freude ist auch ein wichtiger - also diese Partizipation, die ja auch ein interdisziplinäres Ziel ist hier der Institution: diese Teilhabe am Leben. Und das bricht man dann herunter, dass man schaut, wo ist jetzt die Einschränkung. Die Gartentherapie setzt dort an, wo die Einschränkungen auch sind. Aber es geht natürlich auch darüber hinaus, damit auch wieder mehr Teilhabe möglich ist.“ (IV 8: 9)

Die Einschränkungen, die durch Gartentherapie behandelt werden sind:

Motorische und sensomotorische Fähigkeiten
Zeitliche, räumliche und situative Orientierung
Sozialintegrative Fähigkeiten
Kognitive Fähigkeiten, Konzentration und Aufmerksamkeit
Motivation und Eigeninitiative
psychische Verfassung

Abbildung 21: Fähigkeiten, die mit Gartentherapie gestärkt werden können.  
(vgl. IV 8: 64; Leichtfried 2006: 113 -119)

### **10. 2. 1. Motorische und sensomotorische Fähigkeiten**

Motorische Aspekte wie Gehen werden besonders auf den Weg in den Garten gefördert, der für Menschen, die sich nur mehr schwer mit Gehhilfen fortbewegen, ein weites Stück darstellt. Allein dieser Weg hin und zurück, samt Vogelhäuschen befüllen im Winter beansprucht eine Therapiestunde. Im Garten selbst finden sie eine Abwechslung des Bodens vor – eine unebene Wiese, ein Stein, über den der Fuß gehoben werden muss. Die Muskeln der PatientInnen werden wieder kräftiger und die Gehleistung hat sich in den wenigen Monaten, die der Heigerleingarten besteht verbessert. (vgl. IV 8:7, 28)

Bei der Gartenarbeit, beim Gießen, Graben, Einpflanzen, Blätter abzupfen, Ranken hinaufbinden und Ernten wird die Grob- und Feinmotorik trainiert, ohne dass es langweilig wird wie in einer Gymnastikstunde, weil die Arbeit auch Sinn macht. (vgl. Kemna 2002: 293 - 294)

“Physical rehabilitation specialists know that carefully deadheading marigolds or dropping tiny lettuce seeds into see-starting trays improves fine motor skills and eye-hand coordination, and that gripping a rake and leveling a garden bed strengthens gross motor skills. Therapists working with patients recovering from brain injuries use the scent of fresh herbs such as rosemary and lavender to stimulate the sense” (Fields 2008: 50f.)

Aufgabe der TherapeutInnen ist die PatientInnen darauf hin zu weisen, indem sie Fragen stellen wie: „Was riechen Sie? Was könnte das sein?“ (vgl. IV 8: 28)

Der Garten bietet eine große Bandbreite an Sinneseindrücken, die auch motorische Handlungen verlangen. Da kommt ein kalter Windstoß und um sich davor zu schützen muss die Kapuze über den Kopf gezogen werden. Eine Staude sticht und die Hand wird zurückgezogen. Ein kleines Kind kommt daher und man beugt sich ihm/ihr entgegen um auf gleicher Höhe zu sein. Das sind alles Möglichkeiten, die der Garten von sich aus bietet und die in einer Institution, einem geschlossenem Gebäude nicht einfach passieren. (vgl. IV 8:7)

### **10. 2. 2. Zeitliche, räumliche und situative Orientierung**

Desorientierten Menschen bietet der Garten Orientierung und damit auch Halt. Der Wechsel von Tag und Nacht, Sommer und Winter lässt sich in immer gleichmäßig geheizten Räumen mit Kunstlicht weniger direkt erfahren als in freier Natur. Der Jahresrhythmus, der vorgibt wann Zeit zum Setzen, Pflegen, Ernten und wieder Ruhen ist, kann emotional labilen Menschen Halt geben und die innere Struktur stärken. (vgl. Kemna 2002: 288)

„There is something infinitely healing in the repeated refrains of nature – the assurance that dawn comes after night, and spring after winter“ (Fields 2008: 51)

Der Wind, der weiche Wiesenboden, der Geruch von Gras, die Sonne auf der Haut – viele Sinneseindrücke machen den GeriatriepatientInnen klar, dass sie sich nicht im Haus sondern im Garten aufhalten. Licht- und Temperaturverhältnisse erleichtern die zeitliche Orientierung, die mit Unterstützung der TherapeutInnen durch nachfragen gefördert wird. (vgl. IV 8: 45)

Von einem Patienten des Hauses der Barmherzigkeit erzählt seine Ergotherapeutin: „Ja, einen Patienten ca. 70 Jahre, der mit einer Frontalhirnschädigung – wo alles was unter soziale Anpassung fällt - zusätzlich zu neurologischen Bedingungen und einer beginnenden Demenz, im Vordergrund stand, dass der sehr unruhig war und insgesamt desorientiert und auch situativ schlecht orientiert: also was tue ich da, was mach ich da und wenig anfangen konnte mit den Angeboten, die wir so am Anfang gestellt haben. Und dem hat das Rausgehen schon einmal sehr gut getan, sozusagen eine andere Atmosphäre, die er zwar anfangs nicht einordnen konnte, die ihm aber dann im Verlauf klarere Struktur und Halt gegeben hat. Und auch wirklich diese Tätigkeit, dieses Einpflanzen und dieses – es ist ja immer wieder anders. (..) Es tut sich immer was und das konkret ist für desorientierte Patienten ein super Medium. Dass man sagt: aha, was ist heute anders. Und da ist wirklich was anders und gleichzeitig wieder diese Kontinuität, das ist eigentlich das Schöne. Also Anhaltspunkt und Veränderung. Beides.“ (IV 8: 47)

Der Garten kommt dem menschlichen Bedürfnis nach Neuem, wo er/sie seine/ihre Neugierde befriedigen kann und gleichzeitig dem Bedürfnis nach Vertrautheit und Sicherheit entgegen. Er ist gleichbleibend, geschützt durch einen Gartenzaun und doch verändert sich durch den Wechsel der Jahreszeiten, durch das Wachsen und Sterben der Pflanzen immer etwas. Das passiert in einem Tempo, das nachvollziehbar und damit verarbeitbar bleibt. (vgl. Plahl 2004: 54)

Der Mensch erfährt die Auswirkung seines/ihres Handelns was ihn/sie sich selbst wieder erleben lässt und Orientierung in Bezug auf Eigenwahrnehmung gibt.

Christine Plahl schreibt weiter: „Sind die Veränderungen in der Umwelt und die Veränderung im Menschen ineinander verflochten und wirken ständig wechselseitig aufeinander ein. Genauso wie der Mensch die Umwelt formt und gestaltet, prägt und beeinflusst also auch die Umwelt den Menschen. Mensch und Umwelt befinden sich im transaktionalen Konzept in einem permanenten, wechselseitigen, prinzipiell endlosen Austauschprozess“ (Plahl 2004: 51)

Das wird schon bei der Lektüre von Simmel klar, der von den Charaktereigenschaften der GroßstädterInnen schreibt. (Häussermann/Siebel 2004: 36-38) Wenn also die Großstadt seine BewohnerInnen prägt, dann tut das vermutlich jede Landschaft und Umgebung.

### **10. 2. 3. Sozialintegrative Fähigkeiten**

Viele Bewohner von Pflegeheimen und Geriatriezentren leben relativ isoliert in ihren Einrichtungen, aus denen manche nur mehr selten hinauskommen. Der Kontakt zu Menschen, die nicht zum Personal oder den BewohnerInnen gehören, ist wichtig um „am normalen Leben“ noch teilhaben zu können und um den Bezug zu „der Welt da draußen“ nicht zu verlieren. (vgl. Kemna 2002: 289) Ein Gemeinschaftsgarten bietet die Möglichkeit im halbprivaten Raum, in dem man sich grüßt und miteinander spricht, ungeplant und zufällig mit Menschen aller Altersstufen zusammen zu treffen.

Eine Therapeutin erzählt aus ihren Erfahrungen mit dem Nachbarschaftsgarten Heigerlein: „Oder wir sind hingekommen, da war eine Familie von Türken, die sind dort gesessen. Eine ganze Gruppe auch mit Kindern und das ist halt für unsere alten Patienten sehr fein, das so unmittelbar zu erleben. Und das ist einfach da. Das muss man nicht extra arrangieren. Es ist schon arrangiert, weil der Garten das kreiert hat, diese Zusammenarbeit. Aber im Grunde ist es etwas, das entsteht auch. Und da unterstützen wir, wenn wir sehen, der hat jetzt nicht so die Möglichkeit, dass er da dazukommt, aber da kann man ja dann nachfragen. Man kann den Patienten fragen: Wollen sie da hingehen? Und dann kann man das fördern und dann ist die Kommunikation möglich. Also das ist sehr schön.“ (IV 8: 11)

Viele der GärtnerInnen erzählen von ihren Begegnungen mit den PatientInnen des Hauses der Barmherzigkeit und dass die alten Menschen sich besonders über den Kontakt mit Kindern freuen. (vgl. IV 5 : 116, IV 6 : 96)

„Ja da war einmal ganz konkret eine Situation, das war auch sehr lieb, weil die (das kleine Mädchen) auf dem Bankerl schon gesessen ist und wir sind hingekommen und ein Patient hat sich wirklich gleich dazu gesetzt und hat ihr dann auch was gegeben, das war sehr nett.“ (IV 8: 13)

Ein Austausch mit dem Kindergarten, der im Heigerleingarten ein kleines Kinderbeet hat, ist im Frühling 2009 geplant. Zur Zeit ist noch nicht klar, ob das ein regelmäßiges Treffen von der Kindergartengruppe und der Gartentherapiegruppe des Hauses der Barmherzigkeit wird, ein strukturiertes Treffen oder auch nur eine einmalige Aktion. (vgl. IV 8: 57, tB 4: 27)

Über die Vorteile des gemeinsamen Arbeiten in Gemeinschaftsgärten schreibt Susan Fields: "Gardening also helps strengthen social ties and restore important emotional bonds when it is shared activity." (Fields 2008: 52)

Brigitte Leichtfried fand heraus, dass Gartentherapie zu vermehrten sozialen Beziehungen sowohl der PatientInnen untereinander als auch zwischen Betreuten und TherapeutInnen führte. Dadurch entwickelten auch die Betreuungspersonen mehr Freude an ihrer Arbeit. (Leichtfried 2006: Zusammenfassung)

Auch ohne viel Worte kann bei der Gartenarbeit mit anderen langsam eine Beziehung aufgebaut werden, was besonders Personen mit psychiatrischen Krankheitsbildern wie beispielsweise Schizophrenie, die sich mit großer Nähe schwer tun entgegen kommt. (vgl. Kemna 2002: 289) Pflanzen und Tiere (die es auch in einigen Gemeinschaftsgärten gibt) dienen ihnen als Vermittler der Umwelt gegenüber. (vgl. Neuberger 2004: 85) Wie auch bei gesunden GärtnerInnen fungieren sie als erster Anknüpfungspunkt für ein Gespräch. (vgl. Kapitel Kommunikation) Man berät sich was die Pflege der Pflanzen betrifft, rätselt wer die Himbeeren genascht hat oder warum kein Wasser aus dem Schlauch kommt. (vgl. Leichtfried 2006: 119) So kommt man sich langsam näher und kann bei Sympathie auf andere Themen wechseln oder auch wieder ohne beleidigend zu wirken das Gespräch beenden, weil die Blumen im hinteren Beet noch gegossen werden müssen. Kurzes Plaudern wird dadurch zwanglos.

Einige Gärten, besonders die in den U.S.A. verkaufen ihre Produkte auf Märkten und kommen so als ExpertInnen für ihr Gemüse in Kontakt mit den KäuferInnen. Dabei ist es egal ob der/die GärtnerIn behindert oder alkoholkrank oder vorbestraft ist. (vgl. Kemna 2002: 289)

„In addition to enhancing their self-esteem and sense of pride (...) the market allows for more natural integration with the general public (...). Clients become experts on vegetables and have opportunities to teach shoppers and each other. This can be a rare experience for institutionalized patients, who often lose the sense of having control over their environment." (Fields 2008: 52)

KlientInnen bekommen so die seltene Gelegenheit, während des Marktes sich als ExpertInnen in die Gesellschaft zu integrieren. Sie erleben sich als ProduzentInnen des begehrten, weil biologischen und frischen Gemüses. Das stärkt das Selbstwertgefühl und gibt das Gefühl etwas sinnvolles geleistet zu haben.

#### **10. 2. 4. Kognitive Fähigkeiten, Konzentration und Aufmerksamkeit**

Natur schafft unsere Aufmerksamkeit zu bündeln, indem sie alltägliche Ablenkung hemmt. Denn Aufmerksamkeit auf eine bestimmte Sache zu richten und sich zu konzentrieren ist angesichts der möglichen Zerstreuung und Ablenkung eine sehr anstrengende Aufgabe. Diese Ablenkung auszuschalten und sich auf eine Sache zu konzentrieren kostet viel geistige Energie und ermüdet neurologische Mechanismen. Verringerte Konzentrationsfähigkeit und die verminderte Fähigkeit Ablenkung zu unterdrücken sind die Folge. Daraus resultiert wiederum erhöhte Reizbarkeit und vermehrte Fehler, die auch zu Unfällen führen können, wie Rachel und Stephen Kaplan herausfanden.

In der Natur wird unwillkürliche Aufmerksamkeit gefordert. Im Gegensatz zur gerichteten Aufmerksamkeit erfordert sie keine Anstrengung und ist vermutlich auch resistent gegenüber Ermüdung. Das Forscherpaar Kaplan geht noch weiter in seinen Ausführungen. Sie meinen man kann sich bei unwillkürlicher Aufmerksamkeit auch noch erholen. Dazu muss die Umgebung allerdings weit genug weg sein vom Alltag. Weit genug weg kann aber auch bedeuten nur im äußeren Erscheinungsbild sehr unterschiedlich vom gewohnten Umfeld zu sein. Sie muss ausreichend groß und vielfältig sein, sodass sie die unwillkürliche Aufmerksamkeit des Menschen von sich aus fesselt ohne bewussten Befehl des Menschen an sein Gehirn sich nun auf diese Sache zu konzentrieren. Natürlich interessiert sich ein Mensch nur für seine Umgebung, wenn diese auch seinen Neigungen entspricht, was aber Natur bei den allermeisten Leuten schafft. (vgl. Plahl 2004: 61 – 63)

Zusammenfassend meint Christine Plahl über die unwillkürliche Aufmerksamkeit: „Diese Art der Aufmerksamkeit ist fundamental verschieden von den Aufmerksamkeitsprozessen, die von uns in einer Welt der Reizüberflutung, des Lärms, vielfältiger Anforderungen, von Zeitdruck und hohem Lebenstempo gefordert werden. Solche Daueraufmerksamkeitsleistungen sind anstrengend und kosten Energie. Der Aufenthalt in der Natur oder im Garten führt dagegen zu einer Art von Kontrollentspannung. Kontrollabsichten können aufgegeben werden und das Kontrollhandeln kann auf das Notwendigste begrenzt werden, auf das, was im Garten tatsächlich kontrollierbar ist“ (Plahl 2004: 63)

Auch Susan Fields bestätigt die kognitive Wirkung von Gemeinschaftsgärten auf den Menschen. Bessere Konzentration, ein differenzierterer Umgang mit Aggressionen und die Förderung der Fähigkeit Probleme zu lösen sind die Folge von gemeinschaftlichen Gärtnern. Beschäftigung im Garten führt zu innerer Ruhe und zu verstärkten

Selbstvertrauen. Der Bezug zu den Folgen des eigenen Handelns wird sofort deutlich, wenn man eine Pflanze nicht gießt und sie dadurch vertrocknet. (vgl. Fields 2008: 52)

Innerhalb der kurzen Zeit von 20 Therapieeinheiten konnten schon Erweiterungen der Fähigkeiten der PatientInnen des Hauses der Barmherzigkeit erreicht werden, wie auch das Beispiel des unruhigen desorientierten Patienten (siehe Kapitel Orientierung) zeigt, von dem seine Ergotherapeutin als Erfolg der Gartentherapie auch berichtet: „aber der Patient, den ich beschrieben habe, der war sehr: da fährt ein Auto vorbei, da hat er die Schrift vom Auto gelesen. Oder eine Frau mit einem Kind und er hat gesagt: die liebe Susi geht da vorbei. Das hat er natürlich nicht in einer Institution so. (...) es ist schon was ganz anderes, wenn das weiter weg ist.“ (IV 8: 49)

Damit spricht sie auch den Vorteil des Umgebungswechsels und seine Wirkung auf die unwillkürliche Aufmerksamkeit an. Sie meint auch über die Gartentherapie: „Es ist klar, auf der Geriatrie gibt's kleine Fortschritte unter Anführungszeichen. Das kann viel sein für die betroffene Person, wenn sie wacher ist und ihre Umgebung wieder wahrnimmt.“ (IV 8: 29)

Gedächtnisschulung passiert in der Erinnerungsarbeit, wenn PatientInnen von ihren früheren Gärten erzählen und sich plötzlich wieder an die Namen bestimmter Pflanzen erinnern. Sie können manchmal sogar ihren TherapeutInnen Tipps für die Pflege der Pflanzen geben und somit das Verhältnis vom Nehmen und Geben umdrehen, was ihrem Selbstbewusstsein wieder zu gute kommt. (vgl. Leichtfried 2006: 117)

### **10. 2. 5. Motivation und Eigeninitiative**

Gartenarbeit ist motivierender als industrielle Arbeitstherapie. Konrad Neuberger meint, das liegt an der sichtbaren Notwendigkeit zum Handeln im Garten. Wenn Unkraut nicht gezupft wird, überwuchert es die Nutzpflanzen und eine Tomate, die nicht zum richtigen Zeitpunkt geerntet wird, verfault oder vertrocknet. Ein Kugelschreiber, der in industrieller Arbeitstherapie zusammengesetzt wird, bleibt einfach nur liegen. Er ist nicht lebendig und verkümmert, so man ihn nicht bearbeitet. Eine Pflanze, die gedeiht und üppig blüht, weil sie gut gepflegt wurde, schafft Erfolgserlebnisse. Die Auswirkungen des eigenen Handelns werden sichtbar. (vgl. Neuberger 2004: 84) Aus dem Wechselverhältnis zwischen Handeln und Wirkung, zwischen Mensch und Garten erwächst eine Haltung, die getragen ist von Verantwortung und Vertrauen. (vgl. Plahl 2004: 47)

„Es wird weithin unterschätzt, was es bedeutet: sein Leben in die Hand zu nehmen: der Garten ist sinnlich, sinnbildlich und praktisch ein wunderbares Mittel, um gesunden und kranken Menschen in Entwicklungs-, Krankheits- und Sinnkrisen wieder Boden unter den



Füßen zu geben und das Gefühl dafür, Schwierigkeiten mit den eigenen Händen und der eigenen Kraft bewältigen zu können“ (Neuberger 2004: 95)

Die Motivation führt zur Verantwortungsübernahme und diese wieder zu eigenen Ideen, was die Gestaltung des Gartens betrifft. Menschen, die Jahre lang nur mehr „behandelt“ wurden, werden zu Handelnden. Brigitte Leichtfried, die über Gartentherapie bei älteren Menschen ihre Diplomarbeit verfasst hat, schreibt von PatientInnen, die von sich aus Schnittlauch für die Mittagssuppe holen, oder die dafür sorgen, dass jemand die notwendige Erde aufschüttet. (vgl. Leichtfried 2006: 114)

Auch die interviewte Ergotherapeutin vom Haus der Barmherzigkeit bestätigt: „Ja sie haben Vorschläge. Sie kommen dann manchmal mit Ideen oder Vorschlägen. Man kann das auch anregen, indem man sagt: Was haben denn Sie (früher im eigenen Garten) angebaut? (IV 8: 69)

#### **10. 2. 6. Psychische Verfassung**

Ein Gartenbesuch hebt die Stimmungslage. Das bestätigt Leichtfried in ihrer Arbeit. Die PatientInnen sehen glücklicher aus, sind gelassener und gelöster. (vgl. Leichtfried 2006: 117) Auch die Fotos, die im Rahmen der Gartentherapie von TherapeutInnen des Hauses der Barmherzigkeit gemacht wurden, zeigen lachende Gesichter mit vor Lebenslust funkelnden Augen. „Wenn der Patient im Garten ein bisschen aufblüht, ist (es) besser als im Bett zu liegen und nichts zu machen“, meint eine von Leichtfried interviewte Ergotherapeutin. (Leichtfried 2006: 100)

Der Garten kann PflegeheimbewohnerInnen eine Perspektive geben, etwas worauf sie sich freuen können. Die Freude erstreckt sich nicht nur auf den nächsten Tag, sondern reicht über längere Zeitspannen, wenn die Blumen zum Blühen anfangen, die Fisolen reif werden, im Frühling wieder etwas gesetzt werden kann, usw. Er gibt ein neues Gesprächsthema in dem gleichbleibenden Alltag eines Pflegeheims ab. Oft reden die alten Menschen noch drei Tage lang über ihre Erlebnisse im Garten, erzählte eine Pflegekraft. (vgl. Leichtfried 2006: 117 – 118)

Die Verbindung mit der Natur tut der Psyche gut. (vgl. Plahl 2004: 52) Sie kann wieder Sinn am Leben finden lassen, wie eine Klientin des Kingsboro Psychiatric Center in New York berichtet: „When I feel depressed I look at Mother Nature. (..) It gives you a sense of life. It makes it feel worth living.“ (Fields 2008: 52)

Bei Umfragen gaben 71% der GärtnerInnen an, dass sie beim Gärtnern zur Ruhe kommen und sich dabei entspannen. (vgl. Plahl 2004: 60, u. Kapitel Orientierung)

Auch gesunde Menschen berichten davon, dass sie stolz sind, wenn sie eine Pflanze setzen und sie wächst gut und trägt Früchte. (vgl. IV 2: 70 - 72) Im Garten können sich Menschen als ExpertInnen erleben. BetreuerInnen oder auch KundInnen, wo es einen Gemüse- und Pflanzenverkauf gibt, werden beraten über Pflanzenpflege oder Kochrezepte. Das führt zu einer Steigerung des Selbstwertgefühls. (vgl. Leichtfried 2006: 118, Fields 2008: 52)

Auch nur durch den Blick auf Natur, wie in Untersuchungen festgestellt wurde, müssen weniger Schmerzmittel, Antidepressiva, und Schlafmittel verschrieben werden. (vgl. Plahl 2004: 60, Leichtfried 2006: 118) Blutdruck, Muskelspannung, Herzinfarkthäufigkeit und Hirnströme werden davon positiv beeinflusst. (vgl. Fields 2008: 51) Blumengestecke auf den Tischen des Speisezimmers einer psychiatrischen Klinik führten zu verstärkter Kommunikation zwischen den PatientInnen und die Verweildauer beim Essen wurde dadurch verlängert. (vgl. Kemna 2002: 287)

#### **10. 2. 7. Weitere Effekte von Gartentherapie**

Das Augenmerk liegt bei Gartentherapie auf der Förderung und Entdeckung von Stärken. Automatisch geraten dadurch Defizite in den Hintergrund oder werden sogar reduziert. Eine Gruppe von psychiatrischen PatientInnen nennt folgende in verschiedenen Krankheitsbildern auftretende Defizite:

- Mangelnde Gemeinschaftsfähigkeit
- Antriebsschwäche, Motivationsverlust, Resignation
- Persönliche Isolation
- Selbstbezogenheit
- Mangelndes Ich-Bewusstsein
- Selbstaggression
- Fehlendes Selbstwertgefühl und Selbstvertrauen
- Sinnverlust (körperlich, geistig, gesellschaftlich)
- Realitätsverlust
- Mühe mit Regelmäßigkeit
- Persönliche Instabilität
- Mangelnde Arbeitserfahrung
- Gedankenreisen
- Affektlabilität

Die gleichen psychiatrischen PatientInnen zählen die eigenen Veränderungen, die mit Hilfe des Gartens gelungen sind, im Folgenden auf:

Realitätsbezug herstellen  
Erkennen was für mich gut ist  
Eigene Stärken herausfinden  
Den Kopf durch körperliche Arbeit entlasten  
Motivierende und interessante Tätigkeit kennen lernen  
Wut spüren, Aggressionen abbauen  
Kreativität und Liebe zum Detail entdecken  
Sich auf einen Arbeitsplatz vorbereiten  
Realistische Arbeitsanforderungen erfahren  
Ausdauer und Leistungsvermögen steigern  
Sich konzentrieren  
Besser einschlafen  
Sich körperlich verausgaben

(vgl. Neuberger 2004: 90f.)

Natürlich wirken all diese positiven Effekte eines Gemeinschaftsgarten auch auf gesunde Menschen und somit ganz von selbst auf alle GärtnerInnen, aber auch auf die PassantInnen und AnrainerInnen, für die „Grün sehen“ schon eine erholsame, heilende Wirkung hat. Hier fallen die TherapeutInnen und BetreuerInnen, die den oben genannten Personen den Aufenthalt ermöglichen und die bei der Arbeit und der Aufnahme der Eindrücke des Gartens vermitteln und unterstützen weg, da gesunde und freie Menschen auch ohne diese Unterstützung gemeinschaftlich gärtnern können. Bei ihnen kommt ganz besonders die Regeneration und Erholung als positive Begleiterscheinung vom Gärtnern zum Tragen.

Eine Initiatorin des Heigerleingartens meint: „Ich sehe das Gärtnerische immer so als Nebenbeieffekt, der sehr schön ist und angenehme wohltuende, fast therapeutische Wirkungen auf einen selbst hat - halt auf die Menschen selbst, die gärtnern, oder mit Erde zu tun haben, schmutzige Hände zu haben“ (IV 7: 17)

Denn Garten reduziert Stress, die Muskeln entspannen sich, der Blutdruck wird gesenkt und der Herzschlag normalisiert sich. (vgl. Plahl2004: 61) Hirn und Nerven können sich durch unwillkürliche Aufmerksamkeit erholen, wie weiter oben bereits ausgeführt wurde. Ein weiterer Gemeinschaftsgärtner bringt einen neuen Aspekt der Erholung im Garten ein: „Ja, am ehesten verbinde ich das Gefühl mit dem Garten als Erholung und Entspannung. Weil das doch auch ein Ort ist, wo man die Tochter rumrennen lassen kann. Sie kann auch noch nicht das Gartentürl aufmachen, obwohl sie es manchmal

schon fast geschafft hat. Das heißt es ist doch ein geschützter Bereich, wo sie auch rumrennen kann. Sie hat auch schon die reifen Erdbeeren selber erkannt. Es ist ein Raum, wo sie sich frei bewegen kann und wo man einmal frei durchschnaufen kann als Elternteil.“ (IV 6: 114) Der Garten bietet Sicherheit inmitten einer, für kleine Kinder gefährlichen Stadt und damit auch Erholung für die beaufsichtigenden Eltern.

Im Heigerleingarten fand unter Anleitung des zukünftigen Gartentherapeuten Wolfgang Nebrensky im März ein Kinderworkshop statt. Die Kinder kamen aus ganz Wien, da der Workshop in der Broschüre: familientage von WienXtra beworben wurde. Den meisten Anklang fand der Workshop bei unter sechs jährigen Kindern. Es gab viele verschiedene Stationen, bei denen die Kinder malen konnten, Schnittlauch und Kräuter für die anschließend von ihnen verzehrten Brote ernten konnten und anhand einer Igel- und einer Gartenuhr den Jahreszyklus von Igel und Gartenarbeit kennen lernen konnten. Erstaunlich war, dass die Kinder, wenn sie Garten zeichnen, nur Wiese und Bäume, aber keine Menschen zeichnen. Nebrensky erklärt das damit, dass Kinder, die in der Stadt aufwachsen, Garten als etwas Unbekanntes und Künstliches wahrnehmen. Eine der Stationen war ein Naturpuzzle, wo jedes Kind „ein Stück Natur“ (z.B. Birkenrinde) bekam und die anderen Kinder finden musste, deren Stücke mit dem seinem/ihrer zusammenpassten. Den größten Anklang bei den Kindern fand eine Gartentorte. Sie wurde in vier Sektoren geteilt, die den verschiedenen Sinnen: Geschmack-, Tast-, Geruchssinn und dem Sehen zugeordnet waren. Die Kinder konnten diese Sektoren mit den passenden Stauden und Kräutern bepflanzen. Highlight war dabei die Eberraute, die nach Cola riecht. Diese Torte ist auch heute noch im Heigerleingarten zu bewundern und die GemeinschaftsgärtnerInnen können sich dort Kräuter zupfen für den Tee oder Erdbeeren naschen.

Wie auch bei dem Interesse an der Mitarbeit im Nachbarschaftsgarten waren auch bei der Teilnahme am Workshop fast ausschließlich österreichische Kinder beteiligt, obwohl im 16. Bezirk sehr viele Menschen mit Migrationshintergrund leben.

Wichtiges Lernelement für die Kinder sind die Regeln und Verbote im Garten, die einen erkennbaren Sinn haben und das Zusammenleben regeln. So fördert Gartenarbeit soziales Lernen. (vgl. Nebrensky 2008: 44 – 60)

Es gibt viele Themengärten, die sich auf eine Personengruppe spezialisieren. In Deutschland wird Gartentherapie vielerorts für psychisch Kranke angewendet. Beispielhaft für viele seien hier nur der Sternhof in Berlin, die Landeskliniken in Osnabrück, Düsseldorf, Viersen und Langenfeld und die Klinik in Hattingen und Herdecke genannt. (vgl. Neuberger 2004: 87) Die staatliche Universität von Kansas

untersuchte ein 1997 gestartetes Pilotprojekt für Straffällige, um die Wirkung von Gartentherapie auf Gefangene zu evaluieren. Die Gefangenen hatten danach eine Rückfallquote von 26%, während Straffällige traditioneller Programme zu 49% wieder das Gesetz übertreten und dabei erwischt werden. Im Besonderen fiel die verbesserte Kommunikation unter den Inhaftierten auf. (vgl. Fileds 2008: 54)

## **11. Zusammenfassung der Ergebnisse**

Obwohl Wien eine schwach ausgebildete Zivilgesellschaft hat, bildete sich im Nachbarschaftsgarten Heigerleinstraße bürgerschaftliches Engagement heraus, das trotz mancherorts diagnostizierter Partizipationsfeindlichkeit der Wiener Gemeindeverwaltung von Bezirk und Stadtverwaltung umfangreich unterstützt wurde. Trotz des erst kurzen Bestehens des Nachbarschaftsgartens ermöglichte der Sozialraum Garten Wachstum und Entwicklung bei den GärtnerInnen. Gefühle und Einstellungen wurden verändert. Einige wurden offener, kontaktfreudiger und kommunikativer. Die Erwartungshaltung den MitgärtnerInnen, den GrätzelbewohnerInnen und den BezirkspolitikerInnen gegenüber wurde positiver, vertrauensvoller und optimistischer. Mit Selbstbewusstsein und Stolz erzählen viele NachbarschaftsgärtnerInnen vom Garten und ihrer selbstgezogenen Ernte. Jede/r lernte gartentechnisch dazu. Durch den Garten kommen die GärtnerInnen in Kontakt mit Menschen unterschiedlicher kultureller Herkunft, lernen voneinander Deutsch, tauschen Kochrezepte, Gartenwissen und Erzählungen der unterschiedlichen Lebenswelten aus und entwickeln damit Verständnis füreinander. Gruppen- und Projekterfahrung konnte gesammelt werden, was teilweise der beruflichen Arbeit zu Gute kommt.

Der Garten bietet ein kontinuierliches Thema, das die Kommunikation zwischen den GärtnerInnen erleichtert und fördert. Man spricht über Schädlinge, Pflanzenpflege und Gießpläne. Oft sind es nicht lange Gespräche sondern ein kurzer Austausch über eine gute Ernte oder ähnliches, was auch zurückhaltenden Menschen das unverbindliche „ins Gespräch kommen“ erleichtert. Durch das Arbeiten im halböffentlichen Raum, sichtbar für jede/n, entstehen Gespräche über den Gartenzaun. So werden GrätzelbewohnerInnen in den Nachbarschaftsgarten miteinbezogen, was zu steigender Nutzung des Gartens durch die Nachbarschaft führt. Dabei werden manche GärtnerInnen mit ihren eigenen Vorstellungen von Besitz, Gartennutzung und den differierenden Ideen von Gemeinschaftsgarten anderer MitgärtnerInnen konfrontiert. Das ermöglicht Entwicklung des/r Einzelnen wie auch der Gruppe.

Der Gruppenzusammenhalt selbst ist noch sehr lose. Durch die unterschiedlichen Lebensrhythmen kommt es auch zu unterschiedlichen Zeiten der Gartennutzung. Berufstätige Leute kommen nach der Arbeit in den Garten, während sich Eltern mit Kleinkindern vorzugsweise am Nachmittag im Garten aufhalten. Durch ähnliche Nutzungszeiten kommt es bei einigen GärtnerInnen zu vermehrten Treffen im Garten, während sich andere teilweise noch nie gesehen haben.

Die Stimmung im Garten ist sehr gut und die Atmosphäre harmonisch. Die GärtnerInnen gehen sehr rücksichtsvoll und höflich miteinander um. Zurzeit orientieren sie sich noch sehr an den beiden Initiatorinnen, was sich aber ändern soll. Eine bereits vollzogene Aufgabenverteilung soll die GärtnerInnen in die Selbstständigkeit und Unabhängigkeit von den Initiatorinnen führen. Diese „kritische Phase“ wäre ein spannendes Thema für eine weitere Untersuchung des Heigerleingartens.

Ein weiteres Thema für zukünftige Untersuchungen wäre die Frage nach einer Kommunikationsform, an der sich alle gleichermaßen beteiligen können. Zurzeit gibt es eine Mailingliste über die zahlreiche Informationen laufen, aber auch Diskussionen geführt werden. Nicht alle GärtnerInnen haben einen Internetzugang, was sie von der Kommunikation per Internet ausschließt. Die Versuche der GärtnerInnen sie zu informieren sind bis her am Zeitaufwand und an der Menge der Mails gescheitert.

Aber nicht nur das Fehlen eines Internetzugangs erschwert die Kommunikation, auch mangelnde Deutschkenntnisse, Schüchternheit und fehlendes Selbstbewusstsein, keine Projekterfahrung und unterschiedliche persönliche Beteiligungsformen, die unterschiedlich stark bzw. nicht von den MitgärtnerInnen wahrgenommen werden. Je mehr dieser Faktoren in einer Person zusammentreffen, desto schwieriger wird es für die/den Betroffene/n sich an der Gruppe aktiv zu beteiligen. Untersuchungen und Lösungsansätze dazu wären auch für die Gemeinwesenarbeit und andere Projekte von größtem Interesse.

Weitere Fragen, die im Laufe dieser Arbeit entstanden sind und nur unzureichend beantwortet worden sind: Wie kann der Gruppenzusammenhalt in einem Gemeinschaftsgarten gefördert werden?

Wie kann die Nachbarschaft einbezogen werden und die Grätzeldidentität durch den Garten und der daraus entstehenden Aktionen gestärkt werden?

Wie muss ein Gemeinschaftsgarten beworben und gestaltet werden, damit sich alle Bevölkerungsschichten eines Grätzels im Garten wiederfinden und engagieren?

Wie kann das Zusammenwirken engagierter BürgerInnen und der Verwaltung für beide Seiten befriedigend gestaltet werden, ohne dass BürgerInnen nach langen bürokratischen Wegen, Finanzierungs- und Unterstützungsproblemen das Handtuch werfen?

Und zuallerletzt stellt sich natürlich die Frage nach der weiteren Entwicklung im Nachbarschaftsgarten Heigerlein. Dass community gardens auch auf Wien übertragbar sind, hat sich gezeigt, auch positive Effekte für die GärtnerInnen konnten nachgewiesen werden. Wie werden sich diese Entwicklungen, die in der kurzen Zeit von nur einer Saison entstanden sind, fortsetzen? Wird der Garten einen Beitrag zur Aktivierung des Grätzels leisten? Werden passende über den Gartenzaun hinausreichende Projekte gefunden, die eine ähnliche Breitenwirkung, wie die der nordamerikanischen „Community Gardens“ haben?



**Abbildung 22: Gemeinschaftliches Laubrechen im Herbst**

## **12. Literaturverzeichnis**

### **12. 1. Dokumente**

IV 1: Interview am 20. 10. 2008: mit einer Nachbarschaftsgärtnerin  
IV 2: Interview am 27. 10. 2008: mit einer Nachbarschaftsgärtnerin  
IV 3: Interview am 10. 10. 2008: mit einem Nachbarschaftsgärtner  
IV 4: Interview am 23. 10. 2008: mit einer Nachbarschaftsgärtnerin  
IV 5: Interview am 30. 10. 2008: mit einer Nachbarschaftsgärtnerin  
IV 6: Interview am 24. 10. 2008: mit einem Nachbarschaftsgärtner  
IV 7: Interview am 19. 11. 2008: mit einer Initiatorin des „Heigerleingartens“  
IV 8: Interview am 15. 12. 2008: mit einer Ergotherapeutin des Pflegeheims: „Haus der Barmherzigkeit“

tB 1: Teilnehmende Beobachtung am 8. 10. 2008: Sitzung des Vereins „Gartenpolylog“  
tB 2: Teilnehmende Beobachtung am 20. 10. 2008: Aufenthalt im Nachbarschaftsgarten  
tB 3: Teilnehmende Beobachtung am 18. 10. 2008: Arbeitseinsatz im „Heigerleingarten“  
tB 4: Teilnehmende Beobachtung am 31. 10. 2008: Nachbarschaftsgartentreffen  
tB 5: Teilnehmende Beobachtung am 3. 12. 2008: Sitzung des Vereins „Gartenpolylog“  
tB 6: Teilnehmende Beobachtung am 20. 1. 2009: Grätzelbegehung

tB BK: Teilnehmende Beobachtung von Bettina Kletzer am 15. 7. 2008: Gartentreffen  
IV BK: Interview von Bettina Kletzer mit einer Initiatorin des Gartens am 15. 8. 2008

### **12. 2. Bücher:**

Alisch Monika (Hrsg.): Stadtteilmanagement. Voraussetzungen und Chancen für die soziale Stadt, Opladen 1998

Aner Kirsten: „Ich will, dass etwas geschieht.“ Wie zivilgesellschaftliches Engagement entsteht – oder auch nicht, Berlin 2005

Arendt Hannah: Vita activa oder vom tätigen Leben, München 2002

Axmann Paul: Urbane Ökologische Landwirtschaft anhand des Beispiels selbsternter am Roten Berg in Wien, Wien 2003, Diplomarbeit



Banik-Schweitzer: Wie ein Komplex entsteht. In: Swoboda Hannes (Hrsg.): Wien. Identität und Stadtgestalt, Wien 1990, 153 - 166

Benveniste Patsy/Fournier Eliza/Haynor Lynne/Mason Angela: Youth Garden Programms. In: Ellen Kirby / Elizabeth Peters: Community Gardening, Brooklyn 2008, 36 - 47

Brandstetter Genoveva: Freiwilliges Engagement zwischen Kompetenzentwicklung und aktiver BürgerInnenschaft – ein Tagungsbericht. In: Brandstetter Genoveva/Kellner Wolfgang (Hrsg.): Freiwilliges Engagement und Erwachsenenbildung. Wege der Identifikation und Bewertung des informellen Lernens, Wien 2001, 15 - 36

Brandstetter Genoveva/Kellner Wolfgang (Hrsg.): Freiwilliges Engagement und Erwachsenenbildung. Wege der Identifikation und Bewertung des informellen Lernens, Wien 2001

Brix Emil (Hrsg.): Civil Society in Österreich, Wien 1998

Brix Emil: Verspätungen und Sonderformen der österreichischen Zivilgesellschaft. In: Brix Emil (Hrsg.): Civil Society in Österreich, Wien 1998, 121 – 128

Callo C. / Hein A. / Plahl C. (Hrsg.): Mensch und Garten. Ein Dialog zwischen Sozialer Arbeit und Gartenbau, Tagungsdokumentation München 2004

De Saint-Exupéry Antoine: Il Piccolo Principe, Milano 2008

Diebäcker Marc (Hrsg.): Partizipative Stadtentwicklung und Agenda 21. Diskurse – Methoden – Praxis, Wien 2004

Dörner Andreas/ Vogt Ludgera: Das Geflecht aktiver Bürger. „Kohlen“ – eine Stadtstudie zur Zivilgesellschaft im Ruhrgebiet, Wiesbaden 2008

Doralt Werner (Hrsg.): Kodex des österreichischen Rechts. Strafrecht, Wien 2007

Doringer Eva: Temporäre Freiraumnutzung von Baulücken. Potential der Zwischennutzung im dichtbebauten Stadtgebiet, Wien 2003, Diplomarbeit

Ehrenstrasser Elisabeth: Lokale Agenda 21-Prozesse – Handlungsvorschläge zur Weiterführung in Wien, Wien 2006, Diplomarbeit

Fartacek Gebhard: Pilgerstätten in der syrischen Peripherie. Eine ethnologische Studie zur kognitiven Konstruktion sakraler Plätze und deren Praxisrelevanz, Wien 2003

Fields Susan: Therapeutic Horticulture. In: Ellen Kirby / Elizabeth Peters: Community Gardening, Brooklyn 2008, 48 - 57

Flores H.C.: Food not lawns, How to turn your yard into a garden and your neighborhood into a community, Vermont 2006

Ganser Karl: Public-private partnership: Reduktion des politischen Handlungsspielraums. In: Swoboda Hannes (Hrsg.): Wien. Identität und Stadtgestalt, Wien 1990, 66 - 74

Gerlich Wolfgang/Posch Johannes: Ausgleich statt gleich aus. Überlegungen aus der Praxis der BürgerInnenbeteiligung in der Stadtplanung. In: Diebäcker Marc (Hrsg.): Partizipative Stadtentwicklung und Agenda 21. Diskurse – Methoden – Praxis, Wien 2004, 211 - 218

Gröning Gert: Gemeinschaftsgärten in Nordamerika. In: Elisabeth Meyer-Renschhausen (Hrsg.): Die Gärten der Frauen. Zur sozialen Bedeutung von Kleinstlandwirtschaft in Stadt und Land weltweit, Herbolzheim 2002, 298 -312

Grünsteidel Irmtraud: Community Gardens. Grüne Oasen in den Ghettos von New York. In: Mayer-Renschhausen Elisabeth/Holl Anne (Hrsg.): Die Wiederkehr der Gärten. Kleinlandwirtschaft im Zeitalter der Globalisierung, Innsbruck 2000, 125 - 139

Häussermann Hartmut/Siebel Walter: Stadtsoziologie. Eine Einführung, Frankfurt 2004

Hassell Malve von: The Struggle for Eden. Community Gardens in New York City, London 2002

Heeg Susanne: Vom Ende der Stadt als staatliche Veranstaltung. Reformulierung städtischer Politikformen am Beispiel Berlins. In: PROKLA. Zeitschrift für kritische Sozialwissenschaft, 28.Jg., Heft 110, 1998, 5 – 23

Heinrich Hans-Georg: Wien: politische Kultur im Umbruch. Patronagesystem und politische Identität. In: Swoboda Hannes (Hrsg.): Wien. Identität und Stadtgestalt, Wien 1990, 130 – 142

Hinte Wolfgang: Bewohner ermutigen, aktivieren, organisieren – Methoden und Strukturen für ein effektives Stadtteilmanagement. In: Alisch Monika (Hrsg.): Stadtteilmanagement. Voraussetzungen und Chancen für die soziale Stadt, Opladen 1998, 153 - 170

Hinte Wolfgang: Von der Gemeinwesenarbeit über die Stadtteilarbeit zum Quartiermanagement. In: Thole Werner (Hrsg.): Grundriss Soziale Arbeit. Ein einführendes Handbuch, Opladen 2002, 535 – 548

Hubmayr Gerald: Die ewigen dunklen Erdschlünde. Ihre Entdecker – Ihre Erforscher. Der Speläologe als zoon politikon, Wien 1994

Kemna Julia: Gartenbautherapie – von der heilenden Kraft der Gärten. In: Elisabeth Meyer-Renschhausen (Hrsg.): Die Gärten der Frauen. Zur sozialen Bedeutung von Kleinstlandwirtschaft in Stadt und Land weltweit, Herbolzheim 2002, 287-297

Kessl Fabian/Reutlinger Christian: Sozialraum. Eine Einführung, Wiesbaden 2007

Kirby Ellen / Peters Elizabeth: Community Gardening, Brooklyn 2008

Klages Helmut: Freiwilliges bürgerschaftliches Engagement im kommunalen Raum. In: Deutsche Zeitschrift für Kommunalwissenschaft, 41. Jg., Heft 2, 2002, 83-107

Kletzer Bettina: Ein Nachbarschaftsgarten in Wien. Ethnographische Annäherung an einen öffentlichen Freiraum, Wien 2008, Diplomarbeit

Koller Beate: Lust auf Garten? Der Verein „Gartenpolylog“ bot bei der 1. Netzwerktagung Interkultureller Gärten in Österreich die Gelegenheit, eine Vielfalt innovativer Garteprojekte kennen zu lernen. In: Arche Noah Magazin, Jg. o. A., Heft 4, 2008, 7

Lamnek Siegfried: Qualitative Sozialforschung. Methodologie. Band 1, Weinheim 1995

Lamnek Siegfried: Qualitative Sozialforschung. Methoden und Techniken. Band 2, Weinheim 1995

Leichtfried Brigitte: Implementierung der Gartentherapie in Einrichtungen der Altenbetreuung und –pflege, Wien 2006, Diplomarbeit

Librizzi Lenny: Making Gardens Sustainable. In: Kirby Ellen / Peters Elizabeth: Community Gardening, Brooklyn 2008, 82 - 93

Löw Martina/Steets Silke/Stoetzer Sergej: Einführung in die Stadt- und Raumsoziologie, Opladen 2008

Madlener Nadja: Grüne Lernorte – Gemeinschaftsgärten in Berlin, Wien 2008

Marmet Otto: Ich und du und so weiter. Kleine Einführung in die Sozialpsychologie, München 1996

Mayring Philipp: Einführung in die qualitative Sozialforschung. Eine Einleitung zu qualitativem Denken, Weinheim 1996

Mayring Philipp: Verfahren qualitativer Analyse – Erhebungsverfahren. In: Mayring Philipp: Einführung in die qualitative Sozialforschung. Eine Einleitung zu qualitativem Denken, Weinheim 1996, 48 - 65

Meyer-Renschhausen Elisabeth/Holl Anne (Hrsg.): Die Wiederkehr der Gärten. Kleinlandwirtschaft im Zeitalter der Globalisierung, Innsbruck 2000

Meyer-Renschhausen Elisabeth: Die Gärten der Frauen. Zur sozialen Bedeutung von Kleinstlandwirtschaft in Stadt und Land, Herbolzheim 2002

Meyer-Renschhausen Elisabeth: Unter dem Müll der Acker; Community Gardens in New York City, Königstein/Taunus 2004

Mies Maria: Weltweite Proteste gegen die Globalisierung: "Seattle" und „La Via Campesina“. In: Meyer-Renschhausen Elisabeth: Die Gärten der Frauen. Zur sozialen Bedeutung von Kleinstlandwirtschaft in Stadt und Land, Herbolzheim 2002, 211 - 225

Müller Christa: Wurzeln schlagen in der Fremde. Die internationalen Gärten und ihre Bedeutung für Integrationsprozesse, München 2002

Müller Christa: Interkulturelle Gärten – Urbane Orte der Subsistenzproduktion und der Vielfalt. In: Deutsche Zeitschrift für Kommunalwissenschaften, 46. Jg., Heft 1, 2007, 55 – 67

Munsch Chantal: Lokales Engagement und soziale Benachteiligung. In: Munsch Chantal (Hrsg.): Sozial Benachteiligte engagieren sich doch, Weinheim München 2003, 7 - 27

Munsch Chantal (Hrsg.): Sozial Benachteiligte engagieren sich doch, Weinheim München 2003

Muth Cornelia: Dialogisches Lernen, Stuttgart 2005

Nebrensky Wolfgang: Pädagogische und therapeutische Aspekte in einem Gemeinschaftsgarten anhand des Nachbarschaftsgarten Heigerleinstraße in Wien Ottakring, Wien 2008, Bachelorarbeit

Neuberger Konrad: Geschichte der Gartentherapie. In: C. Callo/A. Hein/c. Plahl (Hrsg.): Mensch und Garten. Ein Dialog zwischen Sozialer Arbeit und Gartenbau. Tagungsdokumentation München 2004, 74 – 99

Oelschlägel Dieter: Lokale Agenda 21 – Stadtentwicklung – Gemeinwesenarbeit: Arbeit im sozialen Raum. In: Diebäcker Marc (Hrsg.): Partizipative Stadtentwicklung und Agenda 21. Diskurse – Methoden – Praxis, Wien 2004, 87 - 102

Österreicher Ingo: City Farmen und community geardens. Freiraumplanerische Annäherung an ein britisches Phänomen gemeinschaftsorientierter Freiraumaneignung und – nutzung, Wien 2000, Diplomarbeit

Payrleitner Alfred: Für ein neues oben und unten? In: Swoboda Hannes (Hrsg.): Wien. Identität und Stadtgestalt, Wien 1990, 143 - 152

Pasquali Michaela: Loisaia. NYC community gardens, Milano 2006

Plahl Christine: Psychologie des Gartens. Anmerkungen zu einer natürlichen Beziehung. In: C. Callo/A. Hein/c. Plahl (Hrsg.): Mensch und Garten. Ein Dialog zwischen Sozialer Arbeit und Gartenbau. Tagungsdokumentation München 2004, 47 - 73

Peter Sabine: Schritte auf dem Weg zum Miteinander in der Multikulturellen Gesellschaft. Interkulturelle Gärten. Eine psychologisch- dialogphilosophische Perspektive. In: Muth Cornelia: Dialogisches Lernen, Stuttgart 2005, 66 - 106

Rabinovici Doron: Gehorsam und Ungehorsam in Österreich. In: Brix Emil (Hrsg.): Civil Society in Österreich, Wien 1998, 181 - 188

Rosol Marit: Gemeinschaftsgärten in Berlin. Eine qualitative Untersuchung zu Potenzialen und Risiken bürgerschaftlichen Engagements im Grünflächenbereich vor dem Hintergrund des Wandels von Staat und Planung, Berlin 2006

Sassen Saskia: Machtbeben. Wohin führt die Globalisierung? Stuttgart München 2000

Schneemeyer Gerda: Erfahrungsmöglichkeiten von Kindern durch das Spielen auf Trommeln und Rhythmusinstrumenten, Wien 1999, Diplomarbeit

Shiffler Kat/Sheets Lara/Tylander Liz: Food Gardens. In: Kirby Ellen / Peters Elizabeth: Community Gardening, Brooklyn 2008, 18 - 35

Simmen Robin: Bringing Community Into the Garden. In: Kirby Ellen / Peters Elizabeth: Community Gardening, Brooklyn 2008, 100 - 109

Stone Edie: Community Gardening in New York City wird zur politischen Bewegung. In: Elisabeth Meyer-Renschhausen (Hrsg.): Die Gärten der Frauen. Zur sozialen Bedeutung von Kleinstlandwirtschaft in Stadt und Land weltweit, Herbolzheim 2002, 159 - 177

Strauss Anselm/Corbin Juliet: Grounded Theory: Grundlagen qualitativer Sozialforschung, Weinheim 1996

Swoboda Hannes (Hrsg.): Wien. Identität und Stadtgestalt, Wien 1990

Taborsky Ursula: Naturzugang als Teil des Guten Lebens, Die Bedeutung Interkultureller Gärten in der Gegenwart, Frankfurt am Main 2008

Thole Werner (Hrsg.): Grundriss Soziale Arbeit. Ein einführendes Handbuch, Opladen 2002

Wolte Bettina: Gartentherapie im Rahmen der Geriatrie und Gerontologie, Potential und Einschränkungen, Wien 2005, Diplomarbeit

### **12. 3. Internetquellen:**

Breuer Franz: Glossar grundlegender methodologischer und methodischer Konzepte, 2004. Online unter:

[http://www.psy.uni-muenster.de/inst3/AEBreuer/FOV0405/1\\_Glossar01\\_.pdf](http://www.psy.uni-muenster.de/inst3/AEBreuer/FOV0405/1_Glossar01_.pdf)

[15.11.2006]

[http://www.berlin.de/imperia/md/content/rechnungshof2/ergebnisbericht\\_2008.pdf](http://www.berlin.de/imperia/md/content/rechnungshof2/ergebnisbericht_2008.pdf)

[1.1.2009]

[http://www.brainworker.ch/Wirtschaft/saskia\\_sassen.htm](http://www.brainworker.ch/Wirtschaft/saskia_sassen.htm) [31.12. 2008]

<http://www.gartenpoylog.org> [17.12.2008]

<http://wien.gv.at/statistik/pdf/wieninzahlen.pdf> [1.1.2009]

[http://www.statistik.at/web\\_de/statistiken/soziales/personen\\_einkommen/allgemeiner\\_einkommensbericht/index.html](http://www.statistik.at/web_de/statistiken/soziales/personen_einkommen/allgemeiner_einkommensbericht/index.html) [6. 2. 2009]

<http://www.wien.gv.at/stadtentwicklung/step/step/.htm> [31.12. 2008]

[http://www.wwff.gv.at/upload/medialibrary/Wirtschaftsf\\_rderung\\_Konjunktur\\_190906.pdf](http://www.wwff.gv.at/upload/medialibrary/Wirtschaftsf_rderung_Konjunktur_190906.pdf)

[1.1.2009]

## **13. Anhang**

### **13. 1. Interviewleitfaden**

Wie sind sie zum Gärtnern gekommen?

Wie viele Beete gibt es und wie viele NutzerInnen?

Was sind das für Menschen die hier ein Beet haben – woher kommen sie, was arbeiten sie,...?

Wie oft sind sie im Garten?

Wie läuft so ein Tag im Garten ab?

Was erleben sie in der Zeit im Garten?

Wie viel andere GärtnerInnen begegnen sie üblicherweise?

Reden sie miteinander oder gartelt jeder für sich?

Über was wird geredet?

Haben sie neue Leute kennen gelernt durch den Garten?

Was sind denn das für Leute? Was machen die beruflich? Beschreiben sie die eine oder andere Person ein bisserl.

Verstehen sich die GärtnerInnen untereinander gut? Was für Kontakte haben sie bei den anderen GärtnernInnen beobachtet? Gibt es verschiedene Grupperl, oder haben alle miteinander zu tun?

Gibt es jemanden mit dem sie gern einmal reden würden? (Was hat sie bis jetzt daran gehindert?)

Hat es schon Probleme, Streitereien wegen des Gartens gegeben? Welche und wie wurden die gelöst?

Hat das Gärtnern ihre MitgärtnerInnen verändert und wenn: wie?

Glauben sie, dass sie (die Mitgärtner) etwas durch diesen gemeinschaftlichen Garten gelernt haben?

Am Gartenzaun hängt ein Körberl? - für Ernteüberschuss. Haben sie das schon einmal verwendet?



**Einzelner:**

Was ist ihr Hauptbeweggrund da mitzumachen?

Was haben sie sich für sich selbst vom Garten erwartet? Was davon hat sich erfüllt?

Was hat sich in ihrem Alltag durch das Gärtnern verändert? – gefühlsmäßig?

Wenn sie nicht mehr im Garten mitarbeiten könnten. Was würde ihnen am meisten abgehen?

Haben sie durch den Garten, durch die Menschen etwas gelernt?

**Nachbarschaft:**

Wie reagiert die Umgebung Passanten Nachbarn auf den Garten und die GärtnerInnen?

Gibt es auch Kontakte zu Vorbeigehenden?

Gibt es NachbarInnen, die den Garten auch einfach so nutzen, obwohl sie kein Beet haben und da sind, wenn er aufgesperrt ist?

Was haltet ihre Umgebung (Freunde/Kollegen/Familie/Nachbarn) davon, dass sie hier garteln? (Was für ein Feedback bekommen sie von ihrer Umgebung?)

Werden die Leute angeregt selbst etwas zu machen?

**Konzept:**

Haben sie sich am Anfang gemeinsam überlegt, wie was im Garten funktionieren soll und was der Garten alles bewirken soll – So eine Art Konzept? Und was davon hat sich erfüllt?

Was tun sie bei Neubewerbungen?

Was tun sie bei Streit?

Hatten sie Hilfe beim Planen? Hätten sie gern Hilfe gehabt und wenn in welcher Form?

Solche Gärten gibt es ja schon anderswo. Wie sehr haben sie davon gewusst und sich an denen orientiert? Welche Ideen haben sie übernommen, und welche stammen von ihnen?

Warum glauben sie sind solche Gärten wichtig?

Was erwartet sich der Bezirk davon? Warum hat er Geld investiert um den Garten anzulegen?

(Was macht ihnen sosehr Freude, dass sie hier mitarbeiten?)

Wenn sie sich etwas für die Zukunft des Garten wünschen dürften, was wäre das?  
Und für sich selbst?

Danke für das Interview.

Erklärung:

Ich erkläre, dass die vorliegende Diplomarbeit von mir selbst verfasst wurde und dass ich keine anderen als die angeführten Behelfe verwendet habe bzw. mich auch sonst keiner unerlaubten Hilfe bedient habe.

Ich versichere, dass ich dieses Diplomarbeitsthema bisher weder im In- noch im Ausland (einer Beurteilerin/einem Beurteiler zur Begutachtung) in irgendeiner Form als Prüfungsarbeit vorgelegt habe.

Weiters versichere ich, dass die von mir eingereichten Exemplare (ausgedruckt und elektronisch) identisch sind.

Datum: 7. Februar 2009

Unterschrift: